

Wir stellen in diesem Heft einen Beitrag an die Spitze der **Rezensionen**, der hinsichtlich der Ausführlichkeit der Buchvorstellung sowie des Umfangs der Buchkritik das übliche Maß überschreitet. Anlass dazu geben das Thema unseres Heftes und die Vermutung, dass das hier besprochene Buch ob seines Gegenstands, seiner Diktion und seiner Grundaussage in den offiziellen und medialen Jubiläums-Verlautbarungen zur Wende und zum Ende der DDR 1989/90 nicht unerwähnt bleiben wird.

Weitere Bemerkungen zum Buch können Sie unter „Andere Beiträge“ nachlesen.

Armee des Volkes ?

Ein Buchtitel, der auf ein Fragezeichen endet, lädt zu der Vermutung ein, er verkünde eine vorweggenommene Verneinung. In der Tat wird Matthias Rogg, Autor des so überschriebenen Buches mit dem Untertitel „Militär und Gesellschaft in der DDR“, nach 588 Textseiten, 2846 Quellenangaben mit zum Teil halbseitigen Zitaten und Anmerkungen sowie einem mehr als 60-seitigen Literaturverzeichnis am Ende zu diesem Verdikt gelangen. Angesichts dieses Aufwands kommt sein Gesamturteil allerdings eher vage, fast unsicher daher: Ein „großes Nein“ und ein „kleines Ja“, so lautet es, mit langen Belegen für das „Nein“, aber ohne präzise Spezifizierung, worin denn das kleine „Ja“ begründet sein könnte.

Rogg, als Berufssoldat und Historiker ein knappes Jahrzehnt im Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Bundeswehr (MGFA) mit der DDR-Militärgeschichte befasst, beschränkt sich in seiner Studie weitgehend auf den Zeitraum „von Mauerbau bis Mauerfall“ und behandelt die Genese seines Gegenstands eher fragmentarisch. Er legt somit keine primär historische Abhandlung vor. Weit mehr geht es - auch wenn nicht alle dafür wichtigen Bereiche erfasst sind - um eine Soziologie des Systems der Landesverteidigung und speziell der Nationalen Volksarmee der DDR. In der Tat ist das Verhältnis von Militär und Gesellschaft eine klassisch soziologische Fragestellung und wird gemeinhin zu den Kerngegenständen der Militärsoziologie gezählt. In seiner Arbeit zentriert und vertieft der Autor damit ein schon auf der 45. Internationalen Tagung für Militärgeschichte in Potsdam 2003 diskutiertes Arbeitsthema des MGFA, das seinerzeit unter dem Titel „Militär, Staat und Gesellschaft in der DDR“ firmierte und breiter angelegt war. Rogg war Autor eines Beitrags über die Lebenswirklichkeit von Armeeingehörigen und ihrer Familien in der NVA und Mitherausgeber des Protokolls dieser Tagung, das 2004 als Band 8 der Reihe „Militärgeschichte der DDR“ der Öffentlichkeit übergeben wurde.

Einem Aufsatz aus der Feder von Hans Ehlert, heute Amtsleiter des MGFA, und Armin Wagner, Mitarbeiter im gleichen Amt, entnimmt der Autor denn auch jene, dem schon erwähnten Band 8 ebenfalls vorangestellte „richtungsbestimmende Standortbestimmung“, die er seiner Arbeit als eigentlichen theoretisch-methodischen Ausgangspunkt zugrundelegt: „Letztlich dreht sich die Militärgeschichte der DDR um drei große Fragenkomplexe: herrschaftsgeschichtlich um Funktion und Stellenwert der NVA in der Sicherheitsarchitektur des SED-Staates und im östlichen Bündnis, gesellschaftsgeschichtlich um die empirische und theoretische Verortung der Streitkräfte in ‚ihrem‘ namensstiftenden Volk, alltagsgeschichtlich um die Erfahrung des omnipräsenten Sicherheitsapparates durch freiwillig Beteiligte, zwangsweise betroffene (Wehrpflichtige) und Außenstehende.“ (S. 34) Diese Aspekte erstmals zu verbinden und dazu auch neue, bisher nicht erforschte Teilthemen systematisch zu

untersuchen, ist das Anliegen Roggs. Als solche nennt er militärpolitische Öffentlichkeitsarbeit, Wehrmotivation, Werbung und Musterung, Einzelaspekte zum Innenleben der Streitkräfte, Interaktion und Wahrnehmung des Militärs am Standort, Einsatz in der Volkswirtschaft sowie Reservistendienst und den Übergang ehemaliger Berufssoldaten in den zivilen Bereich. Mit dieser Reihenfolge der Unterthemen liegt über dem ersten Längsschnitt – der Zeitachse 1961 bis 1989 – quasi ein zweiter, eher biographisch-typologischer, der zugleich die Struktur der Studie bestimmt: Der Ablauf eines typischen Zyklus der Vorbereitung und Wahrnehmung des verfassungsmäßig fixierten Rechts und der Pflicht der wehrfähigen männlichen DDR-Bürger zum Wehrdienst.

Ausgangspositionen

Einleitend formuliert der Autor seine Ausgangsthesen zum Charakter der DDR und zum Forschungsstand, vervollständigt durch eine Quellendiskussion sowie eine Vorstellung der Forschungsmethodik und des Aufbaus seines Werkes. Nach einer Aufzählung zahlreicher bisher in der Literatur ge-(und er-)fundener Begriffe und Definitionen für die DDR-Gesellschaft legt er sich auf ein „militarisiertes Gesellschafts- und Staatssystem“ fest, in dem ein „überdimensionierter Aufbau des äußeren und inneren Sicherheitsapparates“, die „enge Verflechtung der paramilitärischen und militärischen Institutionen mit den Erziehungseinrichtungen zur Optimierung der Wehrerziehung“ und anderes das Bestreben dokumentierten, „durch militärische Organisationsstrukturen oder militärraffine Verhaltensweisen ... Herrschaft nach innen zu festigen“. In diesem System sei, aus der ungleichen Verteilung von Eigentum (?) und Macht entspringend, „verletzende und ordnende ... strukturelle Gewalt ... konstitutives Element“ gewesen, die volle Entfaltung der individuellen Anlagen verhindernd, aber ein „selbstnormiertes, systemkonformes Verhalten“ der Bürger verfestigend. Militär, heißt es in der Studie, profitierte davon und war selbst „elementares Strukturelement“ in diesem System. (S. 10f)

Damit fixiert der Autor seine Sicht auf die DDR früh und eindeutig; er reduziert sie auf die Analyse des politischen Systems, verbannt die sozialökonomischen Grundlagen und Strukturen der Gesellschaft ebenso wie die Systemauseinandersetzung und den Kalten Krieg als deren Hauptform im betrachteten Zeitabschnitt per se und, wie zu sehen sein wird, endgültig aus seinem Blickfeld und degradiert den Bürger der DDR generalisierend zum angepassten, durch subtil ausdifferenzierte Zwänge sozialisierten Objekt.

In seinen anschließenden Betrachtungen zum Forschungsstand benennt er Veröffentlichungen über wichtige Forschungsfelder zum Thema und beurteilt deren Stellenwert. Er gelangt zu dem immerhin bemerkenswerten Schluss, dass „die eigene Sozialisation als Ost- oder Westdeutscher ... bei allen Forschungen zur DDR-Geschichte an einigen Stellen wie ein Wasserzeichen durchschimmern (wird).“ (S. 17) Und er bestätigt dies sogleich, indem er einen latenten Konflikt zwischen politisch-ideologischem Anspruch der Partei und fachlicher Autonomie des Militärs in der DDR für möglich erklärt und die Frage aufwirft, „ob sich außer der militärischen Funktionsebene auch in anderen Zusammenhängen Distanz, Nonkonformität oder sogar Widerstand nachweisen lassen oder ob die NVA die politisch überzeugte, innerlich gefestigte Armee war, für die sie von vielen Ehemaligen bis heute gehalten wird.“ (S. 20) Damit ist das große „Nein“ als Zielvorgabe gesetzt.

Theoretisch begründete Kriterien, an denen der Anspruch an eine „Armee des Volkes“ zu messen wäre, werden in der Studie nicht entwickelt. Dafür stellt sie in einem zweiten, insoweit zu den Ausgangstheseen gehörenden Kapitel „Selbstbild, Freundbild, Feindbild“ die in der DDR benutzten Begriffe vor, hinter denen jeweils komplexe politisch-weltanschauliche Auffassungen standen, um sie im weiteren auf den Terminus „Volksarmee“ zu projizieren und an den ermittelten Sachverhalten zu messen.

Die Charakteristik des Selbstbildes beginnt mit den *Traditionen der NVA*. Der „identitätsstiftende Bruch mit der ‚alten‘ deutschen Militärgeschichte“ wird hier zwar hervorgehoben, der Rückgriff auf geschichtliche Vorbilder in Uniform und Zeremoniell aber als im Widerspruch dazu stehend verneint. Die Orientierung auf progressive und revolutionäre deutsche Traditionen und die kommunistische Dominanz darin erscheint als „ideologische Enge“, die der scheinbaren Weite und Toleranz in Wahrheit gegenüberstand. „In ihrer *historischen Sinnstiftung* war die NVA keine Volks-, sondern eine Parteiarmee“, beruft sich der Autor resümierend auf Doehler/Haufe. Als Beleg wird bezeichnenderweise P. Heiders Argumentation mit dem Anteil antifaschistischer Widerstandskämpfer an den verliehenen Kasernen- und Truppennamen übernommen. (S. 46) Man stelle sich den empörten Aufschrei vor, würde irgendjemand den Charakter der Bundeswehr einseitig an den in der Aufstellungsphase verliehenen Kasernennamen messen. Wie würde eine daraus abgeleitete Charakteristik wohl lauten?

Hinsichtlich der Revolution im Militärwesen (die der Autor wohl für eine propagandistische Erfindung hält) führt die Studie zu dem Schluss, dass „die *Glaubwürdigkeit der Streitkräfte* (im Volk) damit entscheidend von der Qualität der Waffen und der Professionalität des Führungspersonals, also der Unteroffiziere und Offiziere“ abhing. (S. 48)

Das *neue Menschenbild* der „allseits entwickelten sozialistischen Persönlichkeit“ als „vielleicht wichtigster Bezugspunkt für die Identität großer Menschengruppen“ wird als „soziale Konstruktion“ verkürzt, die auf die sowjetische Pädagogik zurückgehe. Der Autor verweist hier auf die innere Widersprüchlichkeit des mit sozialistischen Tugenden überfrachteten Begriffs in der DDR und den damit verbundenen hohen Anspruch an die NVA, zur Realisierung dieses Persönlichkeitsideals in der Gesellschaft beizutragen. Dass der Neuzeit lediglich das Attribut „sozialistisch“ zu verdanken und der Begriff ansonsten mit Schiller und Fichte, mit Hegel und Wilhelm von Humboldt und nicht zuletzt mit Marx und Engels zu verbinden ist und ein jahrhundertaltes Ideal der europäischen Aufklärung fixiert, fehlt in den Ausführungen.

Mit *entwickelten sozialistischen Beziehungen* benennt die Arbeit das Leitbild eines neuen, wesensbestimmenden zwischenmenschlichen Umgangs in sozialistischen Streitkräften, der auf deren Klassencharakter und auf der Übereinstimmung der Grundinteressen aller Armeeangehörigen beruhen sollte. Die damit verbundenen Werte werden, Ch. Müller zitierend, als „vernünftig und ehrenhaft, wenn auch kaum als ‚genuin sozialistisch‘“ angesehen. (S. 52) Damit wird zugleich der Begriff der *Interessenübereinstimmung* eingeführt, der fortan – und berechtigt – als zentrale Prüfgröße für die Fragestellung genutzt wird. Die Folgerung, das Militär sollte „nachgerade zu einem Modell der sozialistischen Gesellschaft“ werden, ist allerdings nicht nachzuvollziehen.

Der Autor wendet sich dann dem Freundbild zu und hebt die unbedingte Bindung an die Sowjetunion als einen der „wichtigsten axiomatischen Lehrsätze der DDR“ hervor, dessen vielleicht elementarsten Grundpfeiler er im Militär sieht. Er verweist auf die Verankerung der Waffenbrüderschaft mit den Armeen der Sowjetunion und

der anderen sozialistischen Staaten in der Verfassung der DDR, auf die Übernahme wichtiger militärischer Grundsätze von der Sowjetarmee und auf materielle Abhängigkeiten. In der öffentlichen Wahrnehmung habe die Sowjetarmee jedoch auf viele DDR-Bürger abschreckend gewirkt, den Soldaten sei insgesamt aber eher Mitleid entgegengebracht worden. Als Prüfgröße formuliert er die Frage, „ob die negative Wahrnehmung der Sowjetarmee die NVA *eher im Licht der ‚Russenknechte‘* oder als die *‚bessere‘ sozialistische Armee* erscheinen ließ“. (S.54)

Es folgen Feindbild und „Erziehung zum Haß“. Die Vermittlung von Feindbildern, heißt es in der Studie, erfolge vor allem mit persuasiven Mitteln, also durch Überredung, Oktroyierung: es gäbe „keine Verständigung mehr, sondern nur noch Kampf, keine Kompromisse, nur noch Sieg oder Niederlage; Andersdenkende und –lebende werden nicht mehr als Konfliktpartner gesehen, mit denen Verständigung möglich sein muß.“ Dieses Muster funktioniere vor allem in informationsgesteuerten, tendenziell totalitären Systemen – die DDR sei dafür „ein Musterbeispiel in der neueren deutschen Geschichte“. (S.55) Die nachfolgende Argumentationskette zur Begründung des Feindbildes in der DDR führt schließlich zur Frage der Bedrohungsperzeption. „Im Unterschied zur Bundesrepublik“, heißt es dazu, „entwickelte die DDR allerdings ein hypertrophes Bedrohungsbild“, das Folge eines chronischen Minderwertigkeitsgefühls auf fast allen Feldern der Politik gewesen sei, infolgedessen Bedrohungs- und Sicherheitswahn psychopathologische Formen annahm. (S. 57/58) In diesem Kontext stehen einige Bemerkungen zur Erziehung zum Hass als besonderer Qualität des Feindbildes. Eine Prüfgröße für seine Fragestellung formuliert der Autor in diesem Abschnitt nicht explizite. Der in den Fragen Friedensfähigkeit der anderen Seite, Bedrohungsperzeption und Feindbild Mitte der 80er Jahre in der NVA vollzogene Paradigmenwechsel, der dem zugrunde liegende Ansatz des „Neuen Denkens“ und die Einführung und beginnende Umsetzung einer neuen Militärdoktrin werden der Einfachheit halber ausgeblendet.

Im Weiteren folgen Exkurse zu zwei zentralen Begriffen: „Armee für Frieden und Sozialismus“ und „Volksarmee“. Zum ersten werden Zweifel am Postulat der „*Wesenseinheit von Sozialismus und Frieden*“ formuliert, das im Widerspruch zur erklärten Ablehnung jeglichen Pazifismus stehe. Schließlich seien Verteidigung des Territoriums der DDR und des Friedens sowie die Sicherung der „sozialistischen Errungenschaften“ in der DDR Verfassungsforderungen gewesen, die Gleichsetzung von Wehrdienst mit Friedensdienst aber Ausdruck einer „Zwangsbinding“ zwischen Frieden und Sozialismus, die den Wehrbeitrag des Einzelnen moralisch normierte. Da hier Charakter und Auftrag der NVA berührt werden, seien die abschließenden Sätze des Autors zitiert: „Diese Logik stand allerdings auf einem brüchigen Fundament, denn sie konnte nur solange funktionieren, wie die ‚sozialistischen Errungenschaften‘ nachvollziehbar waren und an der Friedfertigkeit der DDR und ihrer Bündnispartner kein Zweifel bestand. Die dialektische Frage, ob der Sozialismus mehr durch die Stärkung des Wehrbeitrags oder durch die Förderung der ökonomischen Verhältnisse voranzubringen war, sollte für die DDR-Gesellschaft zur Nagelprobe werden.“ (S. 60)

Dem zweiten Exkurs ist eine kurze Darlegung der Auffassungen von Engels und Lenin zur Notwendigkeit und zum Charakter von Streitkräften im Sozialismus vorangestellt. Der Autor folgert, dass das Verhältnis von Armee und Gesellschaft nach dem Modell der Sowjetarmee auf „einem doppelten Boden“ stehen sollte: der *Interessenidentität und der moralischen Überlegenheit* derer, die „ein wirkliches Vaterland“ (F. Engels) zu verteidigen haben. Allerdings, zitiert der Autor kommentar-

und beleglos R. Wenzke: „Ihr Missbrauch war nach innen und außen vorprogrammiert“. (S. 63) Interessengleichheit zwischen Armee und Volk, zählt die Studie weiter auf, sollte demnach im Schutz der sozialistischen Errungenschaften und des friedlichen Lebens der Bürger, in der Loyalität der Armee zur SED und deren konsequenter Friedenspolitik, in der Pflege fortschrittlicher militärischer Traditionen, der internationalistischen Ausrichtung und Erfüllung der Bündnisverpflichtungen im Interesse des Volkes und in der Herkunft der meisten Kommandeure aus der Arbeiter- und Bauernklasse Ausdruck finden.

Aus dem von der SED behaupteten „Gleichklang zwischen den Interessen der Partei und denen des Volkes, oder sagen wir besser, der gesellschaftlichen Mehrheit“, leitet der Autor dann die Fragen ab, die er im Weiteren beantworten will: „Erkannte die Bevölkerung die Errungenschaften des Sozialismus als wert, verteidigt zu werden? Konnten die Menschen der DDR das Bedrohungsbild nachvollziehen? Akzeptierte die Gesellschaft die enge Bindung an die ‚Freunde‘ bei gleichzeitig rigoroser Ablehnung des Westens mit seinem politischen System, seiner Wirtschaftsordnung und seiner Kultur? Konnte die Partei die Rüstungsanstrengungen und vor allem die persönlichen Härten bei der Landesverteidigung glaubhaft vermitteln und auf gesellschaftliches Einsehen hoffen? Wie erlebten die Soldaten das Ideal der ‚sozialistischen‘ Persönlichkeiten und Beziehungen? Fühlten sich die Armeeangehörigen beruflich zufrieden, integriert und akzeptiert genug, um durch eigenes Zeugnis für ihren Berufs- und Lebensweg zu werben? Und schließlich: wie erfolgte die gesellschaftliche Mobilisierung für die Landesverteidigung: auf Grund gereifter Erkenntnis, oder nur mit massiver Propaganda und durch äußeren Druck? Mit anderen Worten: War die Nationale Volksarmee eine Armee des Volkes?“ (S.68)

Die für eine Rezension ungewöhnlich ausführliche Darstellung der Ausgangspositionen und der vorweggenommenen Urteile des Autors hat Gründe. Zum einen wird nicht jeder Interessierte den voluminösen und nicht eben zu volkstümlichem Preis erstehbaren Band lesen können. Zum anderen lässt sich zeigen, dass Roggs Analysemethodik und folglich auch deren Ergebnisse strikt an seinen Ausgangspositionen orientiert sind. Er formuliert keine Hypothesen, die es zu prüfen gälte, und die soeben vorgestellten Fragen bleiben rhetorischer Kunstgriff; im Grunde bedarf es ihrer in der Regel schon nicht mehr – der Autor hat die Antworten, ob aus anderen Schriften diskussionslos übernommen oder selbst entwickelt, längst gegeben. Und kaum eines dieser axiomatischen Stereotype ist dem Leser unbekannt, er hat sie viele Male gehört oder gelesen, sie markieren den Mainstream der gegenwärtigen DDR-Geschichtsschreibung ebenso wie den der offiziellen DDR-Militärgeschichtsschreibung.

Also nicht mehr als „neue Blicke durch die alten Löcher“, wie Georg Christoph Lichtenberg solcherart wissenschaftliche Betrachtungen schon vor mehr als 200 Jahren zu charakterisieren wusste?

Der Rezensent hält es mit Matthias Rogg und antwortet vorsichtig „ja“ und „nein“, verzichtet aber auf die Attribute „groß“ und „klein“. Denn der Autor entdeckt auch aus der Lichtenbergschen Perspektive eine Fülle von der Öffentlichkeit bisher unbekanntem Quellen und formt daraus, trotz aller zum Teil von ihm selbst auch erkannten Lücken, zu seinem Thema ein Faktenfundament von beeindruckender Breite und Tiefe. Das nicht anzuerkennen, wäre ungerechtfertigt. Die Frage wird vielmehr sein, wie der Autor die Fakten auswählt und wie er sie deutet.

Zu den bislang in der militärhistorischen Literatur kaum erschlossenen Quellen, so heißt es zu Recht in der Studie, „gehört die Überlieferung der empirischen Sozialforschung der DDR. Selbst manchen DDR-Forschern ist bis heute verborgen geblieben, mit welchem Aufwand sich die DDR-Führung über das Denken der Bevölkerung informierte“. (S. 21/22) Und obwohl er die Skepsis „bei nicht wenigen seriösen Wissenschaftlern“ gegenüber der Meinungsforschung in der DDR teilt, weil sie „klassengebunden“ war und mit suggestiven, erwünschte Antworten begünstigenden Frageformulierungen und Antwortkatalogen arbeitete, nutzt er sie im weiteren ohne wesentliche Einschränkungen. Das Gleiche gilt für die Resultate der militärsoziologischen Forschung innerhalb der NVA, auf die er sich in bei der Beschreibung und Bewertung der Moral und des Innenlebens der NVA in erheblichem Umfang stützt. In großem Umfang nutzt Rogg in diesem Kontext darüber hinaus Einschätzungen und Stimmungsberichte verschiedener Führungsinstanzen in- und außerhalb der NVA, deren Gültigkeit er allerdings nicht unbegründet in Zweifel zieht und deren mangelnde Verfügbarkeit für den Forscher er beklagt, soweit es untere Ebenen betrifft. Außerdem greift er häufig auf Stimmungsberichte unterschiedlicher Instanzen des MfS zurück, erwähnt sie in seiner Quellendiskussion allerdings nicht und unterzieht sie folglich auch keiner Kritik.

Hauptaussagen

Solcherart inhaltlich vorbereitet und methodisch ausgerüstet, leitet der Autor seine Analyse der Beziehungen zwischen Militär und Gesellschaft in der DDR mit einer Betrachtung der „*Strukturen der wehrpolitischen Mobilisierung*“ (Kapitel III) ein. Nach einem Abriss der Vorgeschichte der NVA bis zur Einführung der Wehrpflicht 1962 untersucht er drei Felder: Erstens Institutionen und Formen der sozialistischen Wehrerziehung: die Kommissionen für sozialistische Wehrerziehung als parteigeführte staatliche Lenkungsorgane, die aus institutsgeschichtlicher Perspektive den Terminus „militarisierte Gesellschaft“ bestätigen sollen; die Gesellschaft für Sport und Technik als „de facto-Verlängerung des Wehrdienstes nach vorn“; Wehrsport und Wehrspartakiaden als Einübung militäraffiner Strukturen in der zivilen Sportausübung; und endlich die kulturpolitische Arbeit als wechselseitige Durchdringung von Militär und Kultur.

Zweitens die militärpolitische Öffentlichkeitsarbeit der NVA selbst: von der Medienarbeit des Ministeriums für Nationale Verteidigung über eigene mediale und politisch-kulturelle Einrichtungen (wie Militärverlag und Armeefilmstudio, militärpolitische Kabinette, Häuser der NVA, Musikkorps und Erich-Weinert-Ensemble – „Unterhaltung war gewünscht, aber nur ein Mittel zum Zweck“) über militär-politische Großmaßnahmen wie die Woche der Waffenbrüderschaft oder Militärparaden bis hin zu Patenschaftsbeziehungen mit Schulen und VE Betrieben.

Und drittens die Stufen der Wehrerziehung in Bildungswesen und beruflicher Ausbildung vom Kleinkind bis zum künftigen Facharbeiter oder Studenten, in denen Ähnlichkeiten mit „frühkindlichen NS-Strategien“ (S. 173 f) entdeckt, der Begriff „Kindersoldaten“ eingeführt und eine soldatische Ausbildung und Prägung konstatiert werden, „bei der nur noch der Umgang mit der tödlichen Waffe fehlte“. (S. 188) Dass es weder Rassenhetze, Kriegdrohungen gegen andere Völker noch Kriegsverherrlichung gab und dass im Zentrum pädagogischer Bemühungen in der DDR Frieden und Völkerverständigung standen, wird dabei stillschweigend unterschlagen. Es hätte vermutlich den Vergleich zerstört.

Zusammenfassend ortet der Autor die Ziele der wehrpolitischen Mobilisierung in der Herstellung eines Identitäts- und Solidaritätsgefühls zwischen Bürgern und Volksarmee, eines Sicherheitsgefühls, dessen Garant eine starke Armee sein sollte, und eines gesamtgesellschaftlichen Bedrohungsgefühls, das auf einem einfachen, dichotomischen Weltbild beruhte. Da ihm so viele Gefühle offenbar selbst suspekt erscheinen, folgert er schließlich: „Die wehrpolitische Mobilisierung gehörte dennoch zu den stärksten Sozialisationsmotoren in der Herrschaftsmaschinerie des SED-Staates.“ (S. 206) Und staunend sieht er „ein Heer von Funktionären“ beschäftigt, deren Motive „nur im Einzelfall“ erklärbar (also vielschichtig, sich jeder Typologisierung entziehend) seien – politische Überzeugung, Interesse an militärischer Thematik, auf Drängen von außen oder einfach nur Anpassung? Nachhaltige Wirkungen bestanden demnach auch „nicht in politischen Einsichten“, aber wehrpolitische Mobilisierung erwies sich als „bedeutendes Instrument im strukturellen Normgefüge“. Was heißt – vom Vorschulkind bis zum Studenten nichts als Zwang und Anpassung. Nur beim Funktionär weiß man es nicht so genau.

Dem Autor ist hier eine überaus dichte Darstellung der Wehrerziehung und –vorbereitung in der DDR gelungen, ihrer Strukturen, ihrer Träger, ihres Systemcharakters. Das muss und wird zum Nachdenken anregen. Überzeugen kann sie allerdings nicht, weil Ziel und Inhalt dieses Systems nicht dort lagen, wo der Autor sie beständig sucht. Obwohl Sozialisierungseffekte der beschriebenen Art nicht zu bestreiten sind, war sozialistische Wehrerziehung nie vordergründig nach innen, auf Züchtung von Untertanen, auf Herrschaftssicherung gerichtet. Vielmehr war sie stets und primär an die äußeren Existenzbedingungen des Landes geknüpft. Und die erscheinen in der Studie, wenn überhaupt, nur als Vorwand, als politische Zweckargumentation, nicht einmal wert, sich damit auseinanderzusetzen.

Nach der Analyse der Strukturen und Inhalte der wehrpolitischen Mobilisierung wendet sich der Autor im Folgenden der Wirksamkeit dieser Bemühungen zu und untersucht dazu „Motivation, Werbung und Musterung zwischen Anpassung und Verweigerung“ (Kapitel IV). Wieder nimmt er sein Urteil schon im Titel vorweg – aus Einsicht ging offenbar niemand „zur Fahne“.

Der Autor analysiert zwei Elemente der inhaltlichen Triade der Wehrbereitschaft (Verteidigungswürdigkeit und -notwendigkeit), geht auf die wichtige Frage der Verteidigungsmöglichkeit (die angesichts des zunehmenden Wissens um die Folgen eines eventuellen nuklearen Krieges beständig an Bedeutung gewann) aber nicht ein. Bedrohungsperzeption misst er vorrangig am Feindbild, das er (wie in der gesamten Studie regelhaft) weitgehend auf die Darstellung des Bundeswehrsoldaten einengt, also auf dessen zugespitzteste, deutsch-deutsche Form. Im Folgenden verläuft sich die Analyse in sich oft gegenseitig relativierenden Aussagen und zitiert schließlich die schon in der NVA gewonnene Erkenntnis, dass ein Widerspruch zwischen relativ hoher Anerkennung der Notwendigkeit des Wehrdienstes und der persönlichen Bereitschaft dazu bestanden habe. Die Grenzen der Wehrbereitschaft seien „eine der Sollbruchstellen im idealisierten Bild der ‚Armee des Volkes‘“ (S. 220) gewesen. Der Autor nennt kurz das Argument, dass viele Jugendliche im zivilen Beruf bessere Qualifizierungs- und damit Entwicklungsmöglichkeiten sahen, obwohl andererseits vielen Älteren der Wehrdienst als „eine Art Initiationsritus wie im 19. Jahrhundert“ galt. Die in entwickelten Industriestaaten, ungeachtet ihrer politischen Systeme, in der umrissenen Zeitspanne weltweit abnehmende Attraktivität des Armeedienstes und vor allem der Wahl eines militärischen Berufs thematisiert er nicht. Nach der Abhandlung von Erwartungen an den Wehrdienst und des Einflusses verschiedener

Erziehungsträger darauf pauschalisiert er, dass es ein latent negatives Klima gegenüber dem Dienst in der NVA gegeben habe.

Als wichtiges Kriterium für die Einstellung zum Wehrdienst wendet sich der Autor dann der Nachwuchsgewinnung für Zeitsoldaten und militärische Berufe zu. Er stellt einen Wandel von anfangs stärker politischen Beweggründen zu eher technischen Interessen und Verdienstmöglichkeiten fest (?), charakterisiert die militärischen Berufe als „Auffangbecken für leistungsschwache Schüler“ und vermutet Karrieregründe als weiteres Motiv: viele aus „kleinen Verhältnissen“ hätten die Chance zum sozialen Aufstieg gewittert. Nach einer Häufung von Beispielen nennt er einen jungen Mann aus der Börde, der den Schritt in die Armee als Flucht aus ländlicher Gegend ohne Entwicklungsmöglichkeiten wählt. (S. 237) Damit kommen erstmals regionale Unterschiede ins Blickfeld. Später, im Zusammenhang mit höheren Gewinnungsanteilen im Norden, aber besseren Berufschancen im Süden der DDR wird er eine entsprechende demografische und wirtschaftliche Asymmetrie der DDR konstatieren, ohne allerdings nach deren Ursachen zu fragen. Als wichtigste Ablehnungsgründe werden „Umgangston“ und zwischenmenschliche Beziehungen sowie Einschränkungen der persönlichen Freiheit in der Armee vorgestellt, übermittelt vor allem über negative persönliche Erfahrungen von Gedienten.

In einem zweiten Abschnitt untersucht der Autor Nachwuchsgewinnung und –sicherung in Schulen und Betrieben und die Strukturen dieses Prozesses – Beauftragte für Nachwuchsgewinnung, Paten und Bewerberkollektive sowie Musterung und öffentliche Verabschiedung. In einem Unterabschnitt „Bewerberfluktuation“ widmet er sich den Argumenten und Möglichkeiten, bereits eingegangene Verpflichtungen zu längerem Dienen wieder aufzulösen. Unter Entscheidungs- und Meinungsfreiheit verbucht er das nicht. Weit davor hatte er im Zusammenhang mit unterschiedlichen Haltungen und Freiräumen der Schulen und Betriebe in der Nachwuchsgewinnung festgestellt, dass „die normativ entdifferenzierte Gesellschaft ... sich also nicht nur auf der privaten Ebene als erstaunlich differenziert (entpuppte)“. (S. 246) Dass hier ein innerer Widerspruch in der gesamten Darstellung vorliegt, der dem Bild vom zwangssozialisierten und angepassten Bürger prinzipiell entgegensteht, ist dem Autor offenbar nicht bewusst geworden. Wenn, wie in der Studie ausgeführt, die NVA nur die Hälfte ihres Bedarfs an Längerdienenden decken konnte, umreißt das schließlich nicht nur den Grad der persönlichen Wehrbereitschaft, sondern auch die Dimension „privater“ Entscheidungsräume. Ebenso stehen die dem Kapitel IX zu entnehmenden politisch orientierten Wehrmotive - nicht nur bei Berufssoldaten, sondern auch bei Soldaten auf Zeit - deutlich im Widerspruch zu diesem Bild. Das kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die inneren Verhältnisse der NVA und der oft unumgängliche Rückgriff auf Bewerber mit schwächeren schulischen Leistungen Selbst- und Fremdwahrnehmung der NVA in der Tat stark belasteten.

Unter der Überschrift „Im Objekt‘ – Systemwelt und Lebenswelt in der NVA-Kaserne“ werden in der Studie dann die materiellen und sozialen Verhältnisse in der NVA abgehandelt. (Kapitel V).

Definitiv umfasse, heißt es in der Studie, die „Lebenswelt“ Kultur, Gesellschaft und Persönlichkeit, die „Systemwelt“ Wirtschaft und Staat; zwischen beiden bestehe ein Spannungsverhältnis, in dem die Systemwelt die Lebenswelt durch Ordnungen und Regelungen zu „kolonialisieren“ versuche und sie - vor allem in bürokratischen, autoritären und totalitären Gesellschaften - schließlich zerstören könne. (S. 275) Aus dieser Sicht werden zunächst die Dienst-, Arbeits- und Lebensbedingungen in den Kasernen unter normativen Gesichtspunkten vor- und den Realitäten gegenüber-

gestellt. In Anlehnung an Goffman (dessen Analyseobjekte, nebenbei bemerkt, Insassen von Nervenheilstätten waren) wird die Kaserne in autoritär verfassten Systemen wie der DDR als „totale Institution“ verstanden, in der „eine Vielzahl ähnlich gestellter Individuen ... für einen längeren Zeitraum miteinander ein abgeschlossenes, streng von ihrer Umwelt isoliertes und strikt reglementiertes Leben führen (müssen).“ (S. 276) Beginnend mit der Einberufung, dem Sammeltransport und den ersten Eindrücken und Sozialisierungsvorgängen bei Wehrdienstantritt in der Kaserne folgen Beschreibungen der Normen der ständigen Gefechtsbereitschaft und des Diensthabenden Systems sowie des Tagesdienstplanes und deren Folgen für den Soldatenalltag. Weiter werden die Regelungen für Urlaub und Ausgang, Unterbringung, sanitäre Einrichtungen, Wohnungen für Berufssoldaten, Versorgung (auf Verpflegung und MHO beschränkt) und Hygiene, Besoldung und Arbeitszeit, Freizeitangebote und Kulturarbeit dargestellt und mit der Wirklichkeit verglichen. In der Regel lenkt die Studie den Blick hier auf tatsächliche Mängel und gegebenenfalls auf subjektive Ursachen, spart aber sowohl militärische Begründungen, z.B. die Normen der Gefechtsbereitschaft, als auch die objektive Wirtschaftslage in der DDR weitgehend aus. Auch der wachsende Gegensatz zwischen sich ausprägenden und differenzierenden individuellen Bedürfnissen und zivilen Realisierungsmöglichkeiten einerseits und militärischen Gegebenheiten und Notwendigkeiten andererseits, der z.B. für räumliche und zeitliche Selbstbestimmung, Verpflegung, Hygiene u.a. urteilsbestimmende Bedeutung hat, wird nicht thematisiert. So wird der Eindruck erbärmlicher Lebensbedingungen zum Ergebnis subjektiver Absicht, Willkür oder Fürsorgevernachlässigung. Auch Disziplin, Ordnung, Sicherheit und Sauberkeit (im Text der Studie sonst eher bemängelt) besitzen dann keine positive Bedeutung, sondern degenerieren in der totalitären Institution „Kaserne“ zum Selbstzweck und erinnern an das „enge Regelwerk in einem Gefängnis oder Gefangenenlager“. (S.317) Sachlicher Realismus der Beschreibung und tendenziöse Deutung divergieren hier sichtlich.

In einem zweiten Unterabschnitt „Vertrauen in Mensch und Material“ geht die Studie auf die inneren Verhältnisse in der NVA ein. Zum Thema Kampfwert und Organisiertheit stellt sie Ansichten von außen bzw. aus höheren Führungsebenen der NVA, die in der Regel zu günstigen Bewertungen gelangen, dem differenzierteren Selbstbild der Armeeangehörigen gegenüber. Dazu heißt es u.a., „viele Volksarmisten beschlich“ bei Vergleichen mit westlicher Kampftechnik „das Gefühl, der Westen sei in technischen Fragen immer einen Schritt voraus“. (S. 322) Allerdings bleiben hier die vertrauensmindernden Wirkungen der breiten und detaillierten Propagierung westlicher Aufrüstung bei gleichzeitig strikter Geheimhaltung von Existenz und Parametern sowjetischer oder selbst in die NVA eingeführter Waffen und Kampftechnik unberücksichtigt. Nach Ausführungen zur Soldatensprache, die insgesamt ablehnende Haltungen zum Wehrdienst reflektiert habe, werden die zwischenmenschlichen Beziehungen in den Einheiten und insbesondere die „EK-Bewegung“ analysiert. Obwohl sich, so heißt es in der Studie, informale Hierarchien „in den meisten modernen Armeen nachweisen“ lassen (auch in der Bundeswehr), seien sozialistische Streitkräfte hierfür besonders anfällig gewesen, „ohne dass bisher Gründe dafür ermittelt werden konnten“. (S. 329) Im weiteren werden entsprechende Erscheinungen in der NVA einschließlich des Verhaltens der Vorgesetzten, das von Hilflosigkeit oder Duldung bestimmt gewesen sei, und die Folgen für das innere Gefüge der Einheiten detailliert behandelt. Dem ist wenig entgegenzusetzen – dies ist das wohl beschämendste Kapitel in der Geschichte der NVA überhaupt. Allerdings gibt es durchaus gewichtige Hinweise auf spezifische Gründe. Auf die Thesen Goffmans,

die auf die Herausbildung eben solcher Subkulturen in definierten Bedingungs-systemen ja hinweisen, und auf die unter dem Diktat der Normen der Gefechtsbereitschaft real herrschenden begünstigenden sozialen und psychologischen Bedingungen in (allen?) sozialistischen Armeen geht der Autor zum Beispiel nicht näher ein. Auch der sicher nicht zufällige zeitliche Zusammenfall der schrittweisen Einbeziehung von Verbänden der NVA in das Gefechtsbereitschaftssystem der Armeen des Warschauer Vertrages und der Entwicklung der EK-Bewegung bleibt ungenannt, ebenso Differenzierungen zwischen lediglich der ständigen Gefechtsbereitschaft unterliegenden Einheiten und solchen, die außerdem in die zwar hochbelastenden, zugleich aber sinnstiftenden und bindungsfördernden Systeme des DHS und des Gefechtsdienstes einbezogen waren. Auf die Rolle der „Zwangsisolation“ für die EK-Bewegung macht der Autor allerdings im Kapitel VII selbst aufmerksam, denn ohne sie „funktionierte das System nicht“, und EK-Exzesse in auf Baustellen eingesetzten Einheiten blieben aus. Im Übrigen sind die Beziehungen innerhalb der militärischen Kollektive sicher nicht hinreichend beschrieben, wenn Verhalten und Leistungen in den Kernbereichen der militärischen Tätigkeit nicht in die Betrachtung einbezogen werden.

Breiter Raum wird dem Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Unterstellten gewidmet. Das Vertrauen in Vorgesetzte war, besagt die Studie wahrheitsgemäß, vor allem durch Mängel in der Menschenführung beeinträchtigt. In Begriffe gefasst: Schlechtes Vorbild, oft rüder Umgangston, formales Beharren auf militärischen Bestimmungen, ungenügende Anerkennung von Leistungen, Nichteingehen auf persönliche Angelegenheiten, unbefriedigendes menschliches Miteinander werden in zahlreichen Beispielen angeführt. Seltener ist offenbar Kritik an militärischer Qualifikation und Führung. Ohne Zweifel sind auch hier Gründe für Existenz und Ausweitung der EK-Bewegung zu suchen. Auch in diesem Abschnitt geht die Studie allgemein begünstigenden Bedingungen und Ursachen sowie der Differenzierung nach Teilstreitkräften, Waffengattungen oder Verhalten in den Kernbereichen militärischer Tätigkeit nicht nach. Und schließlich nennt sie erneut ausschließlich Negativbeispiele. Dass es überall Vorgesetzte gegeben haben könnte und gegeben hat, an die sich Zeitzeugen positiv erinnern, hält der Autor offenbar für ausgeschlossen. Auch dass die Regelungsdichte in der NVA eine eher überkritische Haltung gegenüber Vorgesetzten gefördert haben wird, gehört nicht zum Thema.

Zu den im weiteren behandelten „Einzelaspekten zum Innenleben der Streitkräfte“ (so die Selbstbeschränkung im Einleitungskapitel) gehören der Befehl 30/74 (Alkohol im Objekt), Suizide, Westsenderempfang, Kontakte nach außen, politische Agitation und Feindbild.

Der Autor vermutet „ein Alkoholproblem in bestimmten gesellschaftlichen Gruppen“, das wohl als „Ersatzbefriedigung für unterdrückte Bedürfnisse“ (S.353) fungiert haben könne, und überträgt diesen Ansatz auf die Armee und vor allem auf deren repressive Strukturen. Er beschreibt Gründe für die „Prohibition“ in der NVA und bescheinigt ihr geringe Wirksamkeit, belegt den „Alkoholschmuggel“ an Beispielen und thematisiert Alkoholprobleme bis in die Führungsspitze der NVA. Zusammenhänge zum Ensemble aller Bedingungen in und außerhalb der Kasernen beschärfen ihn nicht, wenn man sie nicht im Begriff „Ersatzbefriedigung“ suchen sollte.

Die Suizidrate in der Armee belegt er als im Längsschnitt sinkend und letztlich deutlich unter der beim männlichen Teil der zivilen Bevölkerung liegend. Über Hintergründe könne man nur spekulieren – vielleicht sei die „soziale Kontrolle in der engen militärischen Gemeinschaft“ dafür verantwortlich. Hier überrascht der Gemeinschafts-

begriff im Zusammenhang mit der sonstigen Darstellungstendenz in der Studie. (S. 364)

Seiner Beschreibung des Verbots des Westsenderempfangs stellt der Autor Gewohnheit und Findigkeit der Armeeingehörigen bei dessen Umgehung gegenüber, wobei das Bedürfnis eher auf Musik und Unterhaltung denn auf politische Information gerichtet gewesen sei. Grundlagenvertrag und Helsinki-Prozess hätten die Forderungen nach Legalisierung dieses Medienkonsums verstärkt, bis in die Kreise der Berufssoldaten sei der abendliche „Frontenwechsel mit dem Fernsehprogramm“ gebräuchlich gewesen.

Ausgangs- und Urlaubsrechte der Soldaten und Unteroffiziere werden einerseits den durch die 85-Prozent-Klausel gesetzten Grenzen, andererseits der dadurch begünstigten willkürlich-repressiven Vergabe durch Vorgesetzte unterliegend dargestellt. Im Weiteren listet die Studie die materiell unbefriedigenden Möglichkeiten des Besuchsempfangs in der Kaserne (Besucherraum) und des telefonischen Kontakts zu den Angehörigen auf. Weiter werden aus Geheimhaltungsgründen beschränkte Möglichkeiten des postalischen Berichts über den Soldatenalltag und das „kaum zu vermittelnde“ Verbot von Westkontakten behandelt.

Schließlich stellt die Studie Formen der politischen Arbeit vor, konzentriert auf Organisation und Methodik der Politischen Schulung sowie auf Ansichten und Verhalten der Rezipienten. Man brauchte dazu, so die Darstellung, neben seiner persönlichen Meinung, die man besser für sich behielt, eine zweite, dem offiziellen Sprachgebrauch entsprechende, mit der man nicht „aneckte“. Das als Wirksamkeitsbeispiel immer wieder und so im abschließenden Unterpunkt erneut herangezogene Feindbild konterkariert dieses Bild allerdings. Von der offiziellen abweichende persönliche Meinungen sind offensichtlich auch öffentlich geäußert worden, sonst hätten sie kaum beständig und dezidiert in den zitierten Berichten der Armee (und nicht nur des MfS) wiedergegeben werden können. Und auch in den Meinungsumfragen verfügten viele über die „teilweise naiv anmutende Offenheit“ (so in der Quellendiskussion auf S.24 erstaunt vermerkt,) ihre persönliche Meinung zu Protokoll zu geben. Auf weitergehende Erkenntnisse aus zwei speziell der Politischen Schulung in der NVA gewidmeten soziologischen Untersuchungen der PHV geht der Autor erstaunlicherweise nicht ein.

Das Kapitel V ist das insgesamt wohl schwergewichtigste der Studie, nicht allein wegen des Umfangs von rund 125 Seiten, sondern wegen seines Inhalts und der kritisch-realistischen, wenn auch durchgängig auf negative Züge der beiden betrachteten Welten orientierten Darstellung. Zwar wird die Frage, ob die „Systemwelt NVA“ nun die „Lebenswelt NVA“ zerstört habe, nicht ausdrücklich beantwortet. Das ist aus der Sicht auf „Einzelaspekte“ auch nicht möglich, schon gar nicht, wenn der Lebenswelt ihr Kern abhanden gekommen ist – die militärische Tätigkeit. Gestört hat sie gewiss. Wiedererkennungseffekt, Betroffenheit und Nachdenklichkeit des Lesers, der in der NVA gedient hat, sind dem Autor sicher, und auch der Widerspruch allerer, die in der wesentlich vielschichtigeren Wirklichkeit des Wehrdienstes in der NVA Anderes erlebten.

Der Lebenswelt am Standort widmet sich Kapitel VI und betritt damit, auch wenn die Quellenlage soziologisches Interesse anzeigt, zumindest in der zeitgeschichtlichen Darstellung Neuland. Die Soldatenfamilie, so der erste Problembereich der Studie, habe durch Dislozierung und infrastrukturelle Probleme, ungelöste Wohnraumfrage und Versorgungslage, Gettoisierung und mangelnden Kontakt zur zivilen Bevölkerung den ihr im Sozialismus zugedachten Platz nicht einnehmen, Soldatenfrauen sich

nicht selbstverwirklichen können, lediglich Soldatenkindern sei besondere Förderung zuteil geworden. Dienstliche und speziell zeitliche Belastung der Berufssoldaten habe diese gehindert, ihrer Erzieherrolle nachzukommen, alle familiären Funktionen wären faktisch den Frauen zugefallen. Deren Fürsorgeanspruch sei durch die Truppe oft vernachlässigt, ihre Wahrnehmung des Soldatenberufs demzufolge kritisch ausgefallen. Eheprobleme seien häufig, die Scheidungsrate vermutlich überdurchschnittlich hoch gewesen. Damit sind, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, typische Verhältnisse umrissen.

Zivil-militärische Zusammenarbeit am Beispiel der Standorte Bitterfeld und Wolfen darstellen zu wollen, wie es der Autor in einem zweiten Abschnitt unternimmt, ist gewagt, weil sowohl Lage, Standortbedingungen als auch Art der dort stationierten Truppenteile kaum als repräsentativ gelten können. Die Grundaussage, die Truppe habe die Kommunen mit kulturellen Beiträgen, vor allem aber mit Arbeitsleistungen unterstützt, diese hätten umgekehrt mit Wohnungen, Plätzen in Kinderkrippen und – gärten usw. geholfen, ist jedoch ohne Zweifel richtig, zieht man die beiderseits stets begrenzten Möglichkeiten in Betracht. Zurückgewiesen werden muss das Bild, es habe sich hier um einen „Handel“ gehalten. Der Begriff entspringt der Welt des Autors, und sein Gebrauch soll verdecken, dass es um gegenseitige Hilfe und solidarische Haltungen, also um wirkliche zivil-militärische Bindungen ging.

Die Wahrnehmung des Militärs in der Öffentlichkeit ist eine dritte Fragestellung, der sich der Autor zuwendet. Wegen fehlender empirischer Befunde ist er hier auf Indizien angewiesen und vermutet, dass die Bevölkerung die für sie beobachtbare Arbeit der NVA und eventuelle Störfaktoren (z.B. Kolonnenmärsche, Übungen, Tief- fluglärm) „billigend in Kauf“ (S. 433f) nahm, die Armee aber auch bemüht gewesen sei, Störungen so gering wie möglich zu halten. Allenfalls beim Umweltschutz sei man wohl nicht ganz so sorgsam vorgegangen. Manöverschäden seien in der Regel sofort beseitigt oder unbürokratisch geregelt worden – ganz im Gegensatz zur Sowjetarmee. Deren Auftreten wird als das von „Besatzern“ herausgestellt.

Auf exemplarische Darstellung angewiesen ist die Studie auch hinsichtlich des Auftretens der Armeeingehörigen in der Öffentlichkeit. Zitiert werden Berichte über das Auffälligwerden in Ausgang und Urlaub, bis hin zu Ausschreitungen und Schlägereien unter starkem Alkoholeinfluss, die – auch wenn es sich um Einzelbeispiele handelte – „verheerend“ auf das Ansehen der Armee gewirkt hätten. In der Öffentlichkeit sei den Uniformträgern eine „distanzierte Einstellung“ entgegengetreten, die nicht zum „Bild einer gesellschaftlich akzeptierten Armee“ passe. Und obwohl sich „ein gesellschaftliches Einverständnis mit den Erfordernissen der Landesverteidigung“ andeute, habe doch insgesamt ein „aseptisches Verhältnis“ zwischen ziviler und militärischer Gesellschaft bestanden, das nicht mit der physischen und propagandistischen Präsenz der Volksarmee übereingestimmt habe. (S. 447) Die angeführten Beispiele sind unbestreitbar, die Wirkungen ebenso, die Schlussfolgerung wird zu differenzieren sein.

Im Grunde beginnt der Autor selbst damit bereits in seinen Betrachtungen zu „Acker- und Fabriksoldaten' – Einsatz bei volkswirtschaftlichen Aufgaben“ (Kapitel VII). So sieht er die öffentliche Meinung zu den Ernteeinsätzen als „differenziert, in der Mehrheit vermutlich positiv“ und bemüht zwei evangelische Bischöfe als Kronzeugen. Die Ansichten der Bauern waren sicher eindeutig, und der Autor kommt nicht umhin, von einem positiven Bild einer volksnahen Armee neuen Typs zu sprechen. Die Einsätze selbst seien aber Ergebnis von Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft und einer „spürbare(n) Verschlechterung des Lebensstandards“ (S. 449) gewesen, die Armee als Personalreserve der Staatsmacht missbraucht und die

Prinzipien des Einsatzes von Armeeinghörigen in der Landwirtschaft „bis zum Ende der SED-Herrschaft“ nur unwesentlich verändert worden. Auch ohne Akteneinsicht: Der Autor spricht von den fünfziger Jahren, in denen der Lebensstandard vergleichsweise niedrig war, aber beständig stieg; die beschriebenen Ernteeinsätze größeren Umfangs dauerten nicht bis zum Ende der SED-Herrschaft, sondern endeten in den sechziger Jahren weitestgehend – mit einer Ausnahme in den Siebzigern; der vom Autor selbst festgestellte standortnahe Einsatz (50-km-Umkreis) widerspricht seinem Schluss, die SED habe der ökonomischen Stabilität eine höhere Priorität eingeräumt als der äußeren Sicherheit, u.a.m.

Im Folgenden geht die Studie auf die Rolle der NVA in Katastrophenfällen wie Hochwasser oder Wintereinbrüche und deren Bedeutung für die Verbundenheit der Bevölkerung mit der Armee ein, weiter auf die Arbeit von NVA-Kontingenten auf Baustellen, speziell am Palast der Republik und am Fährhafen Mukran, sowie auf den seit den siebziger Jahren beständig wachsenden Einsatz von Armeeinghörigen in anderen Bereichen der Volkswirtschaft. Kritisch werden das oftmals zwischen Soldaten und zivilen Arbeitskräften stehende Spannungsfeld „Arbeitsnormen“, die Frage der Arbeits- und Lebensbedingungen der Armeeinghörigen, der Einsatz von Bausoldaten, das Heranziehen der Soldaten zu gefährlichen und Dreckarbeiten, die „Kostenaufteilung“ zwischen Wirtschaft und Armee sowie prononciert und wiederholt die zunehmenden Widersprüche zwischen Volkswirtschaftseinsatz, militärischem Auftrag, Bedrohungsbild und Wehrmotivation behandelt. Zum Thema Volk und Armee findet sich auch ein Satz: „Die Zusammenarbeit der Soldaten mit den Werk-tätigen funktionierte offenbar gut.“ (S.480)

Den Reservisten und der NVA und dem Übergang ehemaliger Berufssoldaten in zivile Tätigkeiten wendet sich Kapitel VIII der Studie zu. Einleitend werden Mobil-machungsplanung, Struktur der Einteilung und Arbeit mit Reservisten referiert. Den in größeren Betrieben und Einrichtungen geschaffenen Reservistenkollektiven attestiert die Studie geringen Zulauf, weil die Reservisten entweder in Ruhe gelassen werden wollten oder schon mit Funktionen überhäuft waren und weil vor Ort betriebliche Planerfüllung Vorrang vor Wehrtüchtigung besaß. Unter der Rubrik „Reserveübun-gen“ wird nach kurzer Darlegung des geplanten Mobilmachungsumfangs und der Mob.Prozeduren, die als „beachtliche organisatorische Leistung!“ gewürdigt werden, kurz und bündig festgestellt: „Die Mobilmachungstermine ... rissen die Reservisten durch die extrem kurzen Vorlaufzeiten abrupt aus dem Zivilleben. Dennoch lassen sich kritische Äußerungen über dieses Verfahren weder in den Stimmungs- und Meinungsbildern noch in den Lageberichten der bewaffneten Organe nachweisen“. (S. 512/13) Dieser Lakonie ist offenbar auch jeglicher Hinweis auf mögliche Gründe geopfert worden. Aus Mangel an Platz vermutlich, der für die planmäßige Reser-vistenqualifizierung benötigt wurde. Sie bot in der Tat manchen Anlass zur Kritik, von der Einberufung und der ungenügenden Berücksichtigung familiärer und beruflicher Belange über die Vorbereitung der Einheiten, Organisation und Niveau der Ausbil-dung bis zum Umgang mit den „Altgedienten“. Viele Reservisten empfanden das als gleichermaßen sinnlos für Armee, Arbeitsstelle und sich selbst, Einflüsse auf ihre Motivation und Rückwirkungen auf die aktiven Soldaten und bis in die Betriebe fielen entsprechend aus.

Nach einem Aufriss der normativen Grundlagen für den Dienst als Berufssoldat der NVA, die zu einer langfristigen und einseitigen vertraglichen Bindung zugunsten des Dienstherrn führten, mit geringer Transparenz und engen Grenzen für ein ehren-haftes vorzeitiges Ausscheiden, erläutert die Studie die allgemeinen Prozeduren und

individuellen Probleme beim Übergang von Berufssoldaten aus dem militärischen in das zivile Berufsleben. Im Gegensatz zur Bundeswehr, die mit dem Berufsförderungsdienst Verantwortung für diesen Übergang übernehme, habe die NVA diese Fürsorgepflicht mit Hilfe der Förderungsverordnung an zivile Institutionen „abgeschichtet“. Der Beschreibung, die sich in besonderem Maße auf eine NVA-interne soziologische Erhebung stützt, ist wenig hinzuzufügen. Auch wenn man die unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedingungen und Möglichkeiten berücksichtigt, was in der Studie nicht geschieht – dies war ein Feld, auf dem erhebliches Unzufriedenheitspotential wuchs, das 1989 in der massiven Forderung von Berufssoldaten nach echten Dienstverträgen offen zutage trat.

Sind die Bemühungen, die bis hier behandelten Fragen im selbstgewählten Zeitrahmen als Prozesse zu untersuchen, schon aus der Quellenlage heraus meist fragmentarisch geblieben, fasst die Studie schließlich „Militär und Gesellschaft im Längsschnitt“ an Hand ausgewählter Indikatoren in Trenddarstellungen zusammen (Kapitel IX). Die Daten entstammen meist Meinungsumfragen innerhalb der NVA, deren erste 1964 erfolgte. Der Autor beschreibt in der Analyse Soldaten und Unteroffiziere einerseits, „Berufskader“ andererseits und stellt für erstere in den sechziger Jahren eine „Festigung der ‚richtigen‘ Grundüberzeugungen“ fest. Obwohl er voranstellt, dass sich der Gegenstand „erst durch Rückgriffe auf repräsentative Meinungsumfragen vermessen lässt“, benutzt er vor allem für diesen Zeitraum einschränkungslos auch Daten aus nichtrepräsentativen Erhebungen in einzelnen Verbänden der NVA. Erstmals weist er Unterschiede zwischen den Teilstreitkräften aus, sieht sie aber nur in der Personalauswahl begründet. Die mit der Einbeziehung in DHS und Gefechtsdienst einsetzende Differenzierung durch sinngebende militärische Tätigkeit bleibt, wie in der gesamten Studie, auch hier unberücksichtigt. Die Stellung der Bevölkerung zur Wehrpflicht wird – quellenmässig kaum gestützt - als „sehr differenziert, tendenziell negativ gefärbt“, der Wehrdienst als von den jungen Männern „toleriert und hingenommen“ bezeichnet, „aus Mangel an Alternativen“ natürlich. Interessenidentität zwischen Streitkräften und Gesellschaft „findet sich in der Aufbauphase der Wehrpflichtarmee nicht“. (S.537)

Die siebziger Jahre werden als Phase „zwischen Stabilisierung und Zweifel“ dargestellt, u.a. weil Rückwirkungen negativen Erlebens in der Armee wirksam wurden. Trends weist die Studie zu diesem Jahrzehnt allerdings nicht aus. Dafür gibt es zwei Exkurse. In einem ersten über die Wirksamkeit der politischen Arbeit in der NVA („zeigte zwar Wirkung, hielt aber nicht lange an“) konstatiert der Autor ein „ambivalentes Muster“ – einerseits sei es schwierig gewesen, die zentralen Fragen des Wehrbewusstseins zu vermitteln, andererseits blieb die „hohe Identität mit der DDR als Heimat und den ‚Errungenschaften‘ des Sozialismus“ davon unberührt. In den Umfragen stand allerdings meist - und eindeutig politisch zu interpretieren - „DDR“ als „Vaterland“ statt des diffusen „Heimat“- Begriffs – die Studie gelangt so zu einer völlig anderen, inhaltsverfälschenden Aussage! (S.539/40) Die Rolle der sozialökonomischen Verhältnisse in der DDR wird, ebenfalls ein durchgehender Mangel der Studie, nicht aufgegriffen.

In einem zweiten Exkurs werden (an Hand von Daten aus der zivilen Meinungsforschung) Einstellungen zum Wehrdienst bei ungedienten Wehrpflichtigen, gedienten Reservisten, 30- bis 45-jährigen männlichen Werkträgern und einem Bevölkerungsquerschnitt verglichen. Trotz berechtigter methodischer Einwände erscheint dem Autor die Befürwortung des achtzehnmonatigen Wehrdienstes als „verblüffend hoch“; die abschließende Hypothese formuliert er dann aber negativ: „Je grösser der Erfah-

rungsabstand zur Armee ..., um so weniger kritisch ... das Urteil“. (S.543) Insgesamt wohl eher Stabilisierung als Zweifel.

Die achtziger Jahre gelten als durch „regressive Verläufe“ und hohe Dynamik bestimmt, die Belege dafür allerdings sind nur gesichert, wenn auf repräsentative Untersuchungen oder die 1989 dem Kollegium des MfNV vorgelegte Trendanalyse zurückgegriffen wird. Einschübe mit Daten aus einer auf 12 Mot.-Schützen-Kompanien oder eine Flottille der Volksmarine begrenzten Untersuchung sind - angesichts der kurz zuvor selbst betonten Unterschiede zwischen den Teilstreitkräften – bestenfalls Fragmente. Negative Trends betrafen vor allem das Vertrauen zur SED und ihrer Politik sowie die Wehrmotivation, zugleich wuchs die Unzufriedenheit mit den inneren Verhältnissen in DDR und NVA. Die Ursachen dafür vor allem in innenpolitischen Entwicklungen und ökonomischer Regression sowie in sicherheits- und militärpolitischen Faktoren (z.B. NATO-Nachrüstungsbeschluss, KSZE-Prozess, Neues Denken über Krieg und Frieden) zu suchen, ist, auch wenn dies verkürzt, nachvollziehbar.

Die Berufssoldaten unterlagen den gleichen Einflüssen, hielten aber an ihren politischen Positionen derart fest, dass in der Studie erst für 1989 festgestellt wird, „dass das politische Wetterleuchten auch das Offizierskorps langsam erreichte.“ (S. 564) Bis dahin war laut Studie „die Loyalität der Berufskader ... großflächig entwickelt, aber sie wurzelte oft nicht tief.“ (S. 556) Statt dessen werden Berufszufriedenheit und –motivation in den Mittelpunkt gestellt. Grundlegende politische Beweggründe bleiben aus der Berufsmotivation ausgeklammert, „individuelle Qualifikation und Erwartungen an den Übergang in das Zivilleben“ hätten „eine entscheidende Rolle“ gespielt, ebenso die Bedingungen der Berufsausübung. Deren unbefriedigender Zustand und das als gering empfundene Ansehen des Offiziersberufs waren in der Tat bis zum Ende der DDR ausschlaggebend für eine meist latente Berufsunzufriedenheit bei etwa jedem vierten jüngeren Offizier; in den sechziger Jahren lagen diese Werte darüber. Obwohl der Autor bemüht ist, eine prinzipielle Entfremdung zwischen NVA und DDR-Gesellschaft zu entdecken, muss er feststellen, dass „... auch in den siebziger Jahren ... etwa drei Viertel der Bevölkerung die DDR für verteidigungswürdig und die Wehrpflicht für notwendig ... erachten.“ (S.558) Die Wertschätzung des Soldatenberufs blieb in der Öffentlichkeit aber gering, für die achtziger Jahre wird aus MfS-Unterlagen eine Zunahme verbaler Angriffe zitiert.

Die Studie verlässt hier das Feld der Längsschnittbetrachtung und fügt einen Abschnitt über Privilegien und das Verhältnis von „Leitende(n) Kader(n), Volksarmee und Volkseigentum“ ein. Noch heute lebe die (von der politischen Opposition in der DDR fleißig kolportierte – d. Rez.) Vorstellung, dass die Berufssoldaten der NVA und der Grenztruppen relativ privilegiert gelebt hätten. Der Autor verneint das, wirft aber die Frage nach persönlicher Vorteilsannahme auf, wenn sich Möglichkeiten dazu aus der Dienststellung ergeben hätten. Er belegt solche Erscheinungen an Beispielen, weist auf Vertuschungsversuche hin, wenn es sich dabei um „verdiente Genossen“ gehandelt habe, und behandelt dann, gestützt auf den Abschlussbericht des entsprechenden Untersuchungsausschusses im Rahmen der Militärreform, die erwiesene Verstrickung leitender Kader in dieses Geschehen. Er kommt zu dem Schluss: „Einem Großteil der Militärelite fehlte es offenbar nicht nur an Rechtsbewusstsein, sondern auch an Wahrnehmungsfähigkeit.“ (S. 574) Woher er den „Großteil“ nimmt, bleibt unbelegt. Dass er für diesen Abschnitt etwa ebenso viele Seiten verbraucht wie für dreißig Jahre währende Entwicklungen im Korps der Berufssoldaten, soll nicht unerwähnt bleiben.

„Zu den letzten Mythen, die sich bis heute um die Nationale Volksarmee ranken, gehört ihr Verhalten im Oktober und November 1989.“ (S.575) Dem ist der letzte Abschnitt des „Längsschnitts“ gewidmet. Warum die Armee nicht gegen das eigene Volk eingesetzt wurde, warte zwar noch auf eine detaillierte Darstellung. In der Studie jedenfalls gilt sie als „im Ganzen untauglich für ein gewaltsames Vorgehen gegen das eigene Volk“ – wegen ihrer Unzuverlässigkeit, so wird als „Hypothese“ formuliert. Nun – eine Darstellung findet Matthias Rogg in diesem Informationsheft, aus der Feder von Horst Klein, ehemals Oberst der NVA. Belegt mit Faksimiles der Befehle, die damals für die Armee galten, um eine Konfrontation zu verhindern. Aus der Sicht der Volksinteressen war die Armee demnach alles andere als unzuverlässig. Im Gegenteil.

Ein weiterer Kommentar scheint angebracht: Nach der Wende galt die Haltung der Nationalen Volksarmee und der Grenztruppen der DDR im Herbst 1989 als ehrenvoll, als Ausdruck ihres Volkscharakters, und allenthalben gab es Erleichterung und Würdigung ihres Anteils an der „friedlichen Revolution“. Rogg greift dieses Bild massiv an. Er sollte nicht vergessen: Dem Unterlegenen die Ehre zu nehmen, beschädigt die eigene.

Ganz zuletzt geht der Autor doch noch auf die Militärreform ein. Dabei geht er nicht den oft lange zuvor innerhalb der NVA gereiften, zum Teil auch ausgesprochenen, aber nicht aufgegriffenen Reformvorstellungen nach; er lenkt seinen Blick nicht auf die Reformkräfte, sondern auf die konservativen Kräfte; und er stellt vor allem nicht die mit den Vertretern des Volkes breit diskutierten und gemeinsam verabschiedeten Reformziele in den Mittelpunkt. Stattdessen versucht er die Kritik an Einschränkungen des Volkscharakters der Armee und die Formel von der anzustrebenden „Armee des ganzen Volkes“ umzufunktionalisieren zum letzten und endgültigen Beleg dafür, dass die „alte“ Armee eben doch keine Volksarmee war. (S. 580)

Seine Schlussbetrachtungen (Kapitel X) zum Charakter der Nationalen Volksarmee leitet der Autor mit einem erneuten Hinweis auf die Abhängigkeit des Urteils von der Sozialisation des Urteilenden ein. Ob sie eine Armee des Volkes war, beantwortet er aus der Sicht des Historikers mit dem schon erwähnten „großen Nein“ und einem kleinen „Ja“. Zur Begründung des „Nein“ meldet er „erhebliche Zweifel“ an der friedfertigen Militärpolitik der DDR an, verweist auf ihre Funktion als „Sozialisationsmaschine“, auf Formen, Ziele, Charakter und eingeschränkte Wirksamkeit der militärpolitischen Arbeit sowie deren Anteil an der „strukturellen Normierung“. Er verweist auf die inneren Verhältnisse mit Beziehungsproblemen, EK-Bewegung und hoher Gewaltbereitschaft, auf schlechte Dienst-, Arbeits- und Lebensbedingungen, geringes Vertrauen in die menschlichen und fachlichen Qualitäten der Vorgesetzten, hohe Fluktuation bei jungen Offizieren, soziale Isolierung der Soldatenfamilien. Und er nennt ihren durch Führungsrolle der SED und Ausschluss von Nichtmitgliedern vom Aufstieg innerhalb der Streitkräfte gesetzten „autochthonen“ Charakter als „Parteiarmee“ mit geringer gesellschaftlicher Akzeptanz, belegt an nicht erreichten Zielen in der Nachwuchsgewinnung und „Negativauslese“ samt deren Rückwirkungen auf das Image der Armee. Insgesamt schließt er auf ein instabiles inneres Gefüge und ungenügende soziale Integration der Armee.

„Außerhalb ihres Kernauftrages,“ heißt es dann wörtlich, „nämlich der funktional bestimmten Landesverteidigung und der politisch-ideologischen Erziehung, näherte sich die Volksarmee in der gesamtgesellschaftlichen Wahrnehmung nur in schmalen Bereichen dem Ideal der Armee des Volkes an.“ Bei Einsätzen in Katastrophenfällen oder in der Ernte, als Stütze des staatlich geförderten Leistungssports *konnten* „die

Soldaten ... zu Sympathieträgern werden.“ Der massenhafte Einsatz als „Leiharbeiter“ in der Volkswirtschaft dagegen wirkte „eher kontraproduktiv“ und hatte eher destabilisierende Wirkung. (S.587) Das wäre also nun doch auf einer Drittelseite das „kleine Ja“. Und es wirft eine Frage auf: was ist mit dem „innerhalb ihres Kernauftrages“, soweit es die „funktional bestimmte“ Landesverteidigung betrifft?

Die Gesamtwertung, die sich durch entsprechende Präzision auszeichnet, soll hier wörtlich wiedergegeben werden:

„In der Zusammenfassung aller Quellen entwickelt sich ein Bild, nach dem der größte Teil der DDR-Gesellschaft offenbar keine grundsätzliche Ablehnung gegen das Militär entwickelte. Die genauen Ursachen dieser Perzeption lassen sich mit den Methoden einer empirisch kritischen Alltags-, Mentalitäts- und Sozialgeschichte, selbst auf der Grundlage der hier vorgelegten breiten Quellenbasis, nicht ermitteln. Der Befund könnte als indirekter Hinweis auf einen Teilerfolg der militärpolitischen Öffentlichkeitsarbeit und der sozialistischen Wehrerziehung interpretiert werden – aber das bleibt vorläufig eine Hypothese. Unbestritten fanden sich die meisten Bürger der DDR mit dem normativen Faktor des Wehrdienstes ab. Der persönliche Beitrag zur Landesverteidigung wurde allerdings mehr toleriert als akzeptiert und blieb im Nachklang überwiegend kritisch in Erinnerung. Auf eine einfache Formel gebracht heißt das: ‚Wehrbeitrag, wenn es sein muss ja, aber so kurz wie möglich und wenn es geht, ohne mich.‘ Die daraus abgeleitete emotionale Distanz war jedoch nur schwer mit den Forderungen und der Erwartungshaltung der SED und dem ideell aufgeladenen Bild der „Armee des Volkes“ in Einklang zu bringen. Die DDR-Gesellschaft war nicht grundlegend gegen das Militär, aber sie war gegen dieses Militär.“ (S. 588, Hervorhebungen durch den Autor)

Auch das „kleine Ja“ kann nach diesem letzten Satz getrost wieder gestrichen werden. Es war nichts anderes zu erwarten: der Autor sieht alle seine Ausgangsthesen bestätigt.

Einwände

Matthias Roggs Studie enthält zu viele Wahrheiten, um sein vages Gesamturteil einfach zurückzuweisen oder zu verdrängen. Doch auch viele Teilwahrheiten sind in ihrer Summe nicht notwendig „die“ Wahrheit – wenn es die überhaupt gibt. Sprach der Autor in seiner Einleitung noch davon, dass „die eigene Sozialisation als Ost- oder West-deutscher ... bei allen Forschungen zur DDR-Geschichte an einigen Stellen wie ein Wasserzeichen durchschimmern (wird)“, bezieht er Sozialisation und Beurteilung der NVA in seinen Schlussbemerkungen nur noch auf Ostdeutsche; und er macht sie abhängig nicht nur von „der individuellen Erfahrung in oder mit der Armee und ... der Stellung des einzelnen im und zum SED-Staat“, sondern auch davon, „wo die Befragten in der gesamtdeutschen Bundesrepublik ihren Platz gefunden und in welcher Weise sich die persönlichen Verhältnisse subjektiv verbessert oder verschlechtert haben.“ (S. 581) Anders: wie alle Ostdeutschen durchliefen auch seine Zeitzeugen eine zweite Sozialisation mit allen ihren Wirkungen auf Erinnerungen und Bild von der Vergangenheit. Dagegen bildet die Sicht des (westdeutschen) Historikers nun kein Wasserzeichen mehr ab! Damit erklärt er nachträglich seine Objektivität und zugleich die doppelte Subjektivität der Aussagen seiner Zeitzeugen. Ein klassischer Widerspruch in sich. Das Erkenntnisproblem liegt also in den Deutungen. Aber es beginnt mit den Fakten.

Betrachten wir die Fakten, auf die der Autor sich stützt, so ist als verdienstvoll festzuhalten: Die vom Autor erschlossenen und vorgestellten Quellen sind in Breite und Vielfalt beeindruckend und werden, auch wenn die Materialfülle im Text oft ermüdend für den Leser sein wird, wegweisend für künftige Forschungen bleiben. In diesen wird allerdings die unterschiedliche Gültigkeit, Zuverlässigkeit und Reichweite der herangezogenen Quellen gründlicher geprüft werden müssen.

Die Studie fußt auf verschiedenen Arten von Fakten. Nehmen wir nur die wesentlichsten, sind da zunächst die objektiven Tatsachen, wenn zum Beispiel Institutionen, Strukturen, Ereignisse, materielle Bedingungen oder reale Verhaltensweisen beschrieben werden. Daneben werden zum statistischen Wert geronnene subjektive Reflexionen wie Ansichten, Meinungen oder Einstellungen aus soziologischen und anderen Erhebungen angeboten. Das ist eine andere, vorsichtiger zu interpretierende Art von „Fakten“, zumal der Autor ihnen gegenüber eingangs selbst Skepsis angemeldet hat. In großem Umfang werden Urteile und Einschätzungen aus Berichten und Informationen verschiedener Führungsorgane unterschiedlicher Ebenen zitiert – meist Mischungen aus objektiven Fakten und subjektiven Sichten. Subjektive Reflexion bleiben aus den bekannten Gründen die zahlreichen Zeitzeugenaussagen, die für das Gesamtbild zwar kaum ersetzbar, zu weiterführenden Schlüssen aber nur bei hinreichender Absicherung durch andere Quellen geeignet sind. Diese unterschiedlichen Aussagereichweiten und Erkenntnisgrenzen werden in der Studie nur selten angesprochen.

Selbst „objektive Tatsachen“ aber sind konstruierbar. In der Studie wird der Grad der Militarisierung der DDR zum Beispiel mit Zahlenangaben „belegt“, nach denen in den späten achtziger Jahren rund zwei Millionen DDR-Bürger „durch militärische und paramilitärische Organisationen erfasst“ worden sein sollen. (S. 6/7) Abgesehen von einigen nicht haltbaren Zahlenangaben ist es hier vor allem der undefiniert bleibende Begriff „paramilitärisch“, der die Millionengröße erreichbar macht. Versteht man darunter Organisationsformen, deren Führung, Struktur, Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung sie in begrenztem Umfang militärisch handlungsfähig macht, ergeben sich gut 350 000 Mann. Hinzu kämen im Verteidigungszustand jene Reservisten der NVA, die zur Auffüllung der geplanten 5 Mob.Divisionen und aktiver, aber kadrierten Truppenteile herangezogen werden sollten. Die Gesamtzahl läge dann bei etwa einem Viertel der in der Studie genannten. Und davon sollte man künftig ausgehen.

Was die Umfragedaten betrifft, so entstammen sie Untersuchungen mit höchst unterschiedlicher Repräsentativität; in einem Teil wird diese nach Kenntnis des Rezensenten ausdrücklich verneint, in anderen bejaht, bei dritten nicht nachgewiesen. Ähnlich stark unterscheiden sich Grundgesamtheiten und Stichprobengrößen, demnach auch die Genauigkeit der Schätzwerte. Darauf wird in der Studie selten aufmerksam gemacht, und es wird auch nicht ernsthaft berücksichtigt. Solche Werte unkommentiert vorzustellen oder sogar in Vergleichen oder Längsschnitten nebeneinander zustellen, und das geschieht in der Studie mehrfach, kann nicht als seriös gelten. Wenn die Interpretation sich dann noch auf die „Nonkomformen“ orientiert und Schlüsse eher aus ihrem Anteil als aus den Mehrheiten zieht, und auch das ist häufig der Fall, kommt man um das Attribut „tendenziös“ nicht mehr herum. Negativauslese ist im Übrigen auch für Zitate aus offiziellen Berichten und Einschätzungen typisch.

Auch Auswahl und Umgang mit Zeitzeugen, von deren Aussagen in der Studie reichlich Gebrauch gemacht wird, sind zu hinterfragen. Als Beispiel mag der Abschnitt

„Lebenswelten“ (Kap.V) dienen. Vielzitierte Zeitzeugen haben ihre eigenen Erlebnisse wissenschaftlich (und dann natürlich auch durch Quellen untersetzt, wie z.B. Ch. Müller) oder literarisch verarbeitet (Wüstefeld, Wehner u.a.); bei ihnen sind in der Regel zumindest Teilstreitkraft, Waffengattung und militärische Funktion bekannt. Bei letzteren ist allerdings eine zusätzliche Subjektivierung und Überhöhung im Interesse des literarischen Anliegens nicht auszuschließen. Viele andere Zeitzeugen aber sind soweit anonymisiert, (z.B. „Interview mit Herrn M.“), dass Status, Zeit- und Erfahrungshorizont unbekannt bleiben. Kompetenz und Aussagebereich sind damit nicht nachgewiesen. Roggs Bemerkungen zur Sozialisationsabhängigkeit der Aussagen seiner Zeitzeugen sind dem hinzuzufügen. Mehr Vorsicht bei der Verallgemeinerung solcher Angaben wäre für den Autor angebracht. Für den Leser ist sie zwingend.

Das gilt um so mehr, als der Autor andere Zeitzeugen bewusst ausschließt: So werden ehemalige Soldaten und Unteroffiziere auf Zeit, deren Ansichten zum Soldatenalltag man im Informationsheft Nr. 4 der Arbeitsgruppe Geschichte beim Landesvorstand Ost des Deutschen Bundeswehrverbandes nachlesen kann, wegen ihrer geringen Anzahl („gerade einmal jeder sechste Fragebogen“) als zwar interessantes, aber nicht differenziertes Meinungsbild abgetan. (S. 531) Der Autor verschweigt, dass es sich dabei um immerhin 140 Probanden handelte, eine Anzahl, die die dem Leser vorenthaltene Zahl seiner eigenen Zeitzeugen vermutlich übersteigen dürfte. Und er unterschlägt so auch, dass eindeutige Mehrheiten mit Inhalt und Forderungen ihres Fahneheides in ihrer Dienstzeit im wesentlichen übereinstimmten und knapp zwei Drittel der Soldaten und 85 Prozent der Unteroffiziere meinten, der Wehrdienst habe ihnen etwas Bleibendes gegeben. Das ist zumindest ein differenzierteres Bild als das in der Studie gezeichnete.

Schließlich ist der beständige Rückgriff auf den Standort Wolfen/Bitterfeld zu nennen. Schlüsse aus Fallbeispielen sind durchaus möglich, wenn diese als typisch für die untersuchte Gesamtheit gelten können. Mittlere Städte mit Großindustrie (zwei Chemie Giganten mit mehr als 20 000 Beschäftigten), dazu ein (personell relativ kleines) Artillerie-Regiment und ein (militärisch sehr spezifisches) Pionierbaubataillon – das ist für Standorte der NVA kaum typisch und folglich nur eingeschränkt verallgemeinerungsfähig.

Es bleibt kritisch festzuhalten: Die Auswahl der Fakten, so unwiderlegbar die meisten sind, und ihre Interpretation offenbaren insgesamt eine selektive Methodik, die einseitig das Nonkonforme und Widerständige im Fokus hat – und damit geeignet ist, die Ausgangsthesen zu belegen. Hier ist auf wissenschaftliche Standards zu verweisen. Im Jahre 2007 erschien unter dem Titel „Die Zukunft der DDR-Militär-geschichte“ in der Militärgeschichtliche(n) Zeitschrift Nr.66/2007, Heft 1, ein Beitrag der am MGFA mit diesem Thema befassten Historiker, in dem diese eine Bilanz ihrer anderthalb Jahrzehnte währenden Forschungsarbeit zogen. Matthias Rogg gehörte zu den Autoren. Zu den Prämissen der Bilanz zählte das schwergewichtige Wort von der „zunächst zweckfreien Forschung“, der sich die Autoren als Wissenschaftler verpflichtet fühlen und die vorurteilslose Betrachtung des Gegenstandes wohl einschließt. Hinter diesem Anspruch bleibt die Studie schon vom Ansatz her zurück.

Im gleichen Beitrag sahen die Militärgeschichtler des MGFA eine stärkere Differenzierung ihrer Forschungen als notwendig an, weil „die Armee zu keiner Zeit ein homogener Korpus war“ und u.a. regionale und system-strukturelle Differenzierungen künftig stärker zu berücksichtigen seien. Von der Beschreibung der inneren Verhältnisse

bis zur Längsschnittanalyse der Entwicklung des Wehrmotivs wird dieser Forderung erst in Teilen entsprochen. Entscheidenden Unterschieden zwischen Teilstreitkräften, Waffengattungen, Regionen sowie der „chronologischen Asymmetrie“ der außen- und innenpolitischen, ökonomischen und sozialen Existenzbedingungen der Armee, in der Entwicklung der militärischen Organisation als solche oder in der Persönlichkeitsentwicklung über mehrere Generationen von Soldaten geht die Studie beispielsweise kaum oder nicht weit genug nach. Selbst soziale Hauptgruppen in den Streitkräften geraten zwischenzeitlich aus dem Blickfeld: so werden Unteroffiziere auf Zeit in der Längsschnittanalyse kaum erwähnt; deren Mehrheitsverhältnisse in den Ergebnissen von Meinungsumfragen hätten die Gesamtaussage allerdings arg gefährdet.

Soviel zu den Fakten und ihrer Aussagekraft. Trotz der Einwände werfen Fakten und Aussagen zu den inneren Verhältnissen zuallererst Fragen an die Funktionsträger in der NVA selbst auf. Nehmen wir exemplarisch die Probleme der Menschenführung und der „sozialistischen Beziehungen“. Der Verweis auf immer wiederkehrende Forderungen und Appelle zu deren Verbesserung und Gestaltung, wie sie seit Anfang der 70er Jahre jede Kommandeurstagung, jede Parteidelegiertenkonferenz erhob, oder auf die Ahndung von bekannt gewordenen Verstößen, wäre keine Antwort auf die Existenz von über zwei Jahrzehnte währenden, nicht gesellschaftsgemäßen Erscheinungen. Warum konnten oder wollten wir sie, trotz der verpflichtenden Anrede „Genosse“ und verbal offenkundig guten Willens, in der militärischen Praxis nicht ändern? War unser Menschenbild, unsere Disziplinvorstellung dafür verantwortlich? Hatte das Übermaß an militärischen Aufgaben und Forderungen die Verantwortlichen soweit auf ihre Funktionen reduziert, dass sie vieles nicht mehr werteten, nicht mehr wahrnahmen, teilnahmslos blieben, abgestumpft wurden? Oder war es das objektive Diktat der Normen der Gefechtsbereitschaft, das die Kasernen unveränderbar in geschlossene, abgeschottete, Freiräume versagende Anstalten mit psychopathologischen Wirkungen verwandelte?

Das ist nur eine der Fragen, die das Buch aufwirft. Schon diese eine rüttelt an unserem Selbstbild. War es richtig, können wir trotz allem behaupten, eine Armee des Volkes gewesen zu sein? Und die Gegenfrage stellen: Was an Roggs Bild ist falsch?

So wenig Macht gleich Recht ist, so wenig sind Fakten und Deutungshoheit über sie gleich Wahrheit. Und Roggs Monographie ist eine grandiose Mischung von scheinbar logischem und souveränem Gesamtkonzept und großflächiger Auslassung, akribisch-umfassender Detailarbeit und tendenziöser Fehldeutung. Dazu sind, auch wenn sie über den Rahmen einer Rezension hinaus führen, einige Bemerkungen erforderlich.

Kehren wir noch einmal zu der erwähnten Bilanz der Militärhistoriker des MGFA zurück. Es versteht sich, dass eine solche Bilanz auch grundlegende theoretisch-methodische Erfahrungen und Erkenntnisse vorstellte. Eine weit vorn platzierte soll hier, und wegen ihres Gewichts ausführlich, zitiert werden. Es heißt dort: „die DDR und ihr Sicherheitssystem (seien) nicht zu verstehen ohne die Untersuchung der historischen Wurzel aus der deutschen Geschichte, der gegenseitigen Wahrnehmung, Konkurrenz und Einflussnahme beider deutscher Staaten aufeinander. Eben sowenig können sie losgelöst von den internationalen Rahmenbedingungen der Blockbindung einerseits und des Kalten Krieges andererseits betrachtet werden. ...

Die gesamte DDR-Gesellschaft trug diese Züge der Systemauseinandersetzung im Kalten Krieg.“

Vom Gebrauch dieser kollektiven, vom Autor der vorliegenden Arbeit sicher geteilten Einsicht ist in der Studie nichts, aber auch gar nichts zu spüren. Man beachte: Ein Wesenszug der Zeitgeschichte, die bis dato größte Bedrohung der Menschheit, vom Autor selbst miterlebt und teilweise in der Uniform der Bundeswehr mitgestaltet, eine grundlegende Entstehungs- und Existenzbedingung des Objekts seiner Arbeit als professioneller Historiker wird wider besseren Wissens unterschlagen, und wenn die begriffliche Erwähnung unvermeidlich ist, bestenfalls marginalisiert, ohne einen ursächlichen Zusammenhang zum Thema herzustellen! Zufall? Ignoranz? Der Versuch, sich trotz Kenntnis der Standards der Wissenschaft nicht gegen den politischen Begriffsapparat der Gegenwart, gegen das darin formulierte, manifeste politische Urteil über die DDR und ihre Institutionen stellen zu müssen? Oder bewusste Einordnung in eine auf Delegitimierung gerichtete Zielvorgabe?

Der Verdacht liegt nahe, ist es doch allzu logisch: Wer auf Totalitarismus, auf Militarisierung der Gesellschaft, auf das Diktum von der NVA als „Parteiarmee“, auf Gegensätze zwischen Volk und Armee hinaus will, muss die Armee, ihrer Natur nach Herrschaftsinstrument par excellence, von vornherein in den innenpolitischen Zusammenhang stellen und darin belassen, ihren Daseinszweck auf Herrschaftssicherung einengen. Nur dann ist Interessenübereinstimmung von Volk und Armee widerlegbar, nur dann ihre Wesensbestimmung als „Armee des Volkes“ ausgeschlossen. Jeder Anschein einer Zweckbestimmung als Verteidiger nach außen, als Garant des friedlichen Lebens des Volkes – obwohl als Grundzug des Verhältnisses zwischen Volk und Armee in der DDR tief im individuellen und kollektiven Bewusstsein der Bürger verankert, real belegbar, verfassungsmäßig fixiert und vom Autor in seinem Kapitel II zitiert – muss diese Scheinlogik zerstören.

Die NVA erscheint so als eine seltsam außerhalb des realen Zeitgeschehens existierende, nahezu geschichtslose Größe. Das allerdings nicht nur aus dieser Sicht - auch der andere, auf „historische Wurzeln aus der deutschen Geschichte“ zielende Teil des obigen Zitats, obwohl er die zu berücksichtigende deutsche Geschichte bereits unzulässig auf die Phase der Existenz zweier deutscher Staaten verkürzt, ist dem Historiker Rogg keine Erwähnung wert. Ihn interessiert nicht, dass am Beginn dieser Geschichte, nach Faschismus und Krieg, eine vernichtende Bilanz und die Frage nach einer Alternative standen, und dass es historisch determinierte Gründe gab, die volksdemokratisch-sozialistische zu wählen. Mit diesem Beginn siegten Mehrheits- über Minderheitsinteressen, nachvollziehbar vor allem am radikalen Wandel der sozialökonomischen Verhältnisse, und es gab Gründe, schon früh um diesen Wandel zu fürchten. Hieß nicht die erste Nachkriegs-Militärstrategie des Westens „roll back“? Wer sollte da „zurückgerollt“ werden? Und gehörten die Befürworter und Protagonisten dieser Strategie, soweit es Westdeutschland betraf, nicht zu jenen, die hierzulande eben verjagt worden waren und gegen die sich, zumindest teilweise und erst ein Vierteljahrhundert später, der Protest der 68er in der Bundesrepublik selbst richten würde? Ist es begreiflich, dass Menschen im Osten Deutschlands, eben einem Krieg entronnen, es als in ihrem Interesse liegend erkennen konnten, sich vor dem drohenden nächsten zu schützen? Die Studie ignoriert es. Falls Interessen und „soziale Erfahrungen“ wirklich keine Kategorien der Militärgeschichtsschreibung sein sollten – unter militärsoziologischem Aspekt zählen sie zu den zentralen.

Weiter. Besagter Wandel vollzog sich in jenem Teil des alten Deutschland, der gern mit dem Begriff „Ostelbien“ umschrieben wird: Das aber war ein anderer Kulturkreis, in dem über Jahrhunderte adlige Großgrundbesitzer, Militär und Obrigkeitsstaat dominierten. In weiten Teilen bestanden auf dem Lande mit den noch vorkapitalistischen Eigentumsverhältnissen auch entsprechende soziale Strukturen. Während es in den Städten an einem selbstbewussten, liberalen Bürgertum eher mangelte, gab es im südwestlichen Teil andererseits eine starke Arbeiterbewegung. Kulturelle Identität, Mentalitäten, Denk- und Verhaltensmuster, Lebensbedingungen und Lebensweise einmal in den Kontext des „Überkommenen“ zu stellen - könnte das nicht manche Eigenart in den inneren Verhältnissen der DDR und ihrer Armee erklären helfen? Mentalitätsgeschichte, in der „Zukunft der DDR-Militärgeschichte“ noch als Desiderat benannt - die Studie sucht keinen Ansatz, die Lücke zu schließen.

Weiter. Die Überwindung eben dieser Verhältnisse im Osten trug noch in einem anderen Sinne den Charakter einer Kulturrevolution. Schönbohm hat dafür den Begriff „Proletarisierung“ eingeführt, die Reaktion der Öffentlichkeit war gespalten, aber wohl überwiegend ablehnend. Das betraf den Begriff wie den Zusammenhang, in dem er, eindeutig sozial abwertend, gebraucht wurde. Von Proletarisierung war seitdem nicht wieder die Rede.

Trotzdem stimmt er nachdenklich, denn er charakterisiert durchaus einen großen sozialen und kulturellen Prozess der Nachkriegsgeschichte. Große sozialpolitische Umwälzungen ziehen stets auch große kulturelle Veränderungen nach sich. Sie spiegeln sich nicht zuletzt im Wechsel von Leitbildern, hinter denen natürlich reale gesellschaftliche Erscheinungen stehen. Waren der bürgerlichen Gesellschaft z.B. anfangs der Kaufmann und später der Unternehmer Leitfiguren ihres kulturellen Selbstverständnisses, so idealisierte der Faschismus den Kämpfer, den Helden, den Herren.

Im Gegensatz dazu traten nach 1945 in der entstehenden DDR der Arbeiter, der Bauer, der Werktätige in den Mittelpunkt des Gesellschaftsbegriffs. Und das nicht nur als Leitbild, sondern auch an den Schaltstellen dieser Gesellschaft. In Politik, Staat, Wirtschaft, Bildungswesen und kulturellen Institutionen vollzog sich neben dem Paradigmenwechsel und als dessen personelle Konsequenz auch ein rascher Austausch der Funktionsträger. Mit der nationalsozialistisch belasteten ehemaligen Elite verschwanden schon in den Anfangsjahren auch große Teile der bürgerlichen Intelligenz aus Bildungswesen und Wissenschaft, Kunst und Kultur, Träger nicht nur bürgerlicher Ideale und Lebensweise, sondern eben auch Kulturträger. Im Wechsel der Eliten rückten auf allen Ebenen, vom Neulehrer und dem ersten Betriebsdirektor bis in die Spitzenfunktionen der Macht, Menschen nach, deren Bildung und Qualifikation ihren offiziellen Positionen nicht entsprach, nicht entsprechen konnte. Sowohl das „learning by doing“ als auch die einsetzenden Fortbildungsprozesse beschränkten sich notgedrungen auf die Funktion, das unmittelbar notwendige fachliche und politische Wissen – für eine fundierte Allgemeinbildung und Kulturvermittlung blieb wenig Zeit. Eine neue Intelligenz musste sich erst herausbilden, und sie trug ihre eigenen Züge. Ein charakteristischer Ausdruck dafür war lange Zeit u.a. – völlig herkunftsgemäß – ein „praktisches Denken“, eine Neigung zur lösungsorientierten Problemanalyse und –diskussion, und andererseits eine spürbare Abneigung gegenüber bloßem Theoretisieren, womöglich noch auf x-ter sprachlicher Metaebene. Es entwickelte sich neben Arbeitsstil und Lebensformen, aparten Kulturvermittlungsstrategien (Bitterfelder Weg) und künstlerisch-ästhetischen Vorstellungen (sozialistischer Realismus), einer eigenen, oft pathetisch-kämpferischen und gewollt fremdwortarmen Sprache auch eine Umgangskultur, deren proletarische Ursprünge bis ans Ende der DDR ablesbar blieben.

Solcherart Wandel Proletarisierung zu nennen, scheint durchaus legitim und keineswegs ehrenrührig, auch wenn der Autor gegenüber dem geringen Bildungsniveau der ersten Offiziere der NVA oder im Hinblick auf unbeholfene oder verunglückte Formulierungen in den von ihm zitierten Quellen die amüsiert-arrogante Attitüde des höher Gebildeten nicht verbergen kann. Die Geschichte hat gezeigt, dass kultureller Wandel mehr Zeit braucht als politischer und auch sozialökonomischer, und dass gravierend-positive Veränderungen meist stufenweise, über Generationen hinweg fortschreiten. Sie hat weiter gezeigt, dass dies temporär auch Rückschritt einschließt. In der Sprache äußerte sich das in Einfachheit und Direktheit, in der Umgangskultur im Duzen und nicht selten in Grobheit und Rigorismus, in der Alltagskultur in bescheidener, einfacher Lebensführung. Mussten nicht in der strengen militärischen Hierarchie solche Eigenarten besonders ausgeprägt sein und länger erhalten bleiben? Der Autor hinterfragt es nicht, es ist ihm nicht wichtig – spürbar schon daran, dass der Begriff der „Arbeiter-und-Bauern-Armee“, ganz im Gegensatz zu anderen, in der Studie nicht thematisiert wird, weder semantisch noch historisch oder soziologisch.

Hervorhebenswert auch die Konsequenz beim Übersehen des Umstands, dass ein Längsschnitt über dreißig Jahre kein Kontinuum sein kann, unbeeinflusst von äußeren wie inneren Entwicklungssprüngen. Zwischen „Mauerbau und Mauerfall“ traten zum Beispiel neben der so genannten Gründer- und der Aufbaugeneration, die dem eben gezeichneten proletarischen Bild am nächsten stehen, weitere in den Wehrdienst, die unter jeweils entschieden anderen gesellschaftlichen Bedingungen in die DDR hineingeboren waren und ebenso entschieden andere Persönlichkeitsstrukturen aufwiesen. Die ersten Generationen hatten in den sechziger Jahren, trotz vergleichsweise geringer Schulbildung und beruflicher Qualifikation, eine qualitative Umwälzung und Spezifizierung in der waffentechnischen Ausstattung, die Herausbildung neuer Waffengattungen und Dienste und die schrittweise Übernahme in das Gefechtsbereitschaftssystem der Armeen des Warschauer Vertrages bewältigt und ihr Selbstbewusstsein in diesem Prozess bedeutend gestärkt. Ab Anfang der siebziger Jahre trat eine zweite, nach 1945 geborene und in der frühen DDR sozialisierte Generation in den Wehrdienst, die zugleich die Ergebnisse des neuen Bildungssystems verkörperte. Von nun an - und bei steigendem Anteil an Abiturienten - charakterisierte der 10-Klassenschüler mit abgeschlossener Berufsausbildung den Typus des Soldaten, der mit seinen Potenzen zugleich Ansprüche stellte, Selbstverwirklichung nicht mehr nur in Pflichterfüllung suchte, sondern Mitgestaltungsmöglichkeiten brauchte; Ansprüche, auf die die „alten“ Führungskräfte nicht vorbereitet waren. Zugleich fand eine Art „Entwertung“ ihrer antifaschistischen und Klassenkämpferfahrungen statt, an die die jüngeren Generationen zunehmend weniger anknüpfen konnten. In den achtziger Jahren verstärkte sich dieser Wandel, überlagert zudem durch die Einberufung älterer, sozial reiferer und erfahrener Wehrpflichtiger, die einen kooperativen Führungsstil zwingend voraussetzten. Die Frage der Subjektrolle des Menschen im modernen sozialistischen Militärwesen stellte sich neu, ihre Beantwortung blieb jedoch aus. In den Denkansätzen der Militärreform fanden sich erst Teilantworten.

Auch Rogg findet keinen Ansatz, dies als Entwicklungsproblem und Form der Differenzierung zu begreifen, ablesbar am ehesten am Generationsbegriff und der unterscheidbaren sozialen Qualität der entsprechenden Populationen. Er berücksichtigt es weder in der Interpretation von Umfragedaten bei seinen Längsschnittbetrachtungen noch in deren Deutung im Hinblick auf den Volkscharakter der Armee.

Eine Analyse, die das Attribut „historisch“ verdiente, wäre kaum daran vorbeigegangen, dass diejenigen, die um 1950 in die bewaffneten Organe traten, notwendig andere Zugänge zu Krieg und Frieden, Kapitalismus und Sozialismus, Revolution und Aufbau einer neuen Gesellschaft haben mussten als die späteren, ein Gemenge aus Erfahrungen der Vergangenheit, Nöten der Gegenwart, Hoffnungen an eine Zukunft in einer gerechteren, friedlicheren Welt. Von daher stellten viele von ihnen die Sache über sich selbst und erwarteten das Gleiche von ihren Söhnen und Enkeln.

Insgesamt ist festzuhalten, dass Rogg seinen Gegenstand weitgehend aus dem historischen Kontext und aus wesentlichen Teilen seines Bedingungsgefüges löst. Das ist ein zulässiger und oftmals zweckmäßiger Schritt, soweit er sich auf die Analyse beschränkt. Für die Synthese ist er unzulässig, spätestens hier muss das Objekt wissenschaftlicher Erkenntnis wieder in den Komplex dieser Zusammenhänge gesetzt werden, will man zu gültigen Aussagen gelangen. Jede Begebenheit als Teil eines Ganzen darzustellen, ist eine Forderung an den Geschichtsschreiber, die schon auf Wilhelm von Humboldt zurückgeht. Das gilt ebenso für die soziologischen Ansätze des Autors.

Dass die Armee eine autoritäre Institution ist, Exponent des staatlichen Gewaltmonopols nach außen und, auf spezifische Weise, auch nach innen, eine Organisation von Gewaltspezialisten, die auf das Töten und auf den eigenen Tod gleichermaßen vorbereitet werden und sein müssen, dass politisch-weltanschauliche Motivierung ebenso wie Reglementierung, klare Hierarchien und Unterordnung, einheitliche Sozialisation und eine gewisse Entindividualisierung fixe Rahmenbedingungen dafür sind, gilt für jede Armee, ob freiheitlich-westliche oder sozialistische. Das sind unangenehme Wahrheiten, die von der Politik gern umschrieben und beschönigt werden, aber deshalb nicht weniger gültig sind. Aus soziologischer Sicht ist eines der Grundprobleme der Studie, dass Rogg – obwohl er mehrmals Vergleiche zur Bundeswehr oder zur Sowjetarmee sucht - hier nicht durchgängig zwischen Allgemeinem, also für jede Armee Gültigem, Besonderem, also z.B. für Armeen im Sozialismus Typischem, und Einzelem, also speziell für die NVA Zutreffendem unterscheidet. Die Folge ist, dass die beschriebenen Merkmale und Erscheinungen vom Leser meist als exklusiv für die NVA verstanden werden müssen, weil sie vom Autor nicht darauf geprüft werden, ob hier ein allgemeines Merkmal vorliegt und, wenn ja, warum es in dieser oder jener Weise spezifisch über- oder unterentwickelt ist, oder warum es sogar ausschließlich für die NVA zutrifft, also eine Art nationale Besonderheit darstellt. Als Muster dürfen die Attraktivitätsprobleme gelten, die für alle Armeen in modernen Staaten seit den siebziger Jahren typisch, für die NVA zugleich aber mit sehr spezifischen Bedingungen verknüpft waren.

Zu hinterfragen ist weiter Roggs Verständnis von Sozialisierungsvorgängen. Er versteht sie als Erlernen von Rollenerwartungen, die faktisch als „soziale Zwänge“ wirken, psychologisierend also als bloße Verinnerlichung von Normen, anders: als Erlernen nonkonformen Verhaltens. Am Ende dieses rein ideellen Prozesses steht ein diesen Normen und Erwartungen mehr oder weniger hilflos ausgesetztes „Objekt Mensch“. Indem er diese Normen ausschließlich als durch die politische Organisation, das politische System der Gesellschaft gesetzt, vermittelt und mittels Sanktion auch durchgesetzt beschreibt, engt Rogg sein Herangehen an Sozialisierungsprozesse zusätzlich ein - er verbannt das gesellschaftliche Sein, die materiellen Verhältnisse, die gesellschaftliche Praxis, die Vergesellschaftung des Indivi-

duums in der Sphäre der Arbeit, dessen Subjektrolle darin aus seinem Blickfeld. Die prägenden Einflüsse der sozialökonomischen Verhältnisse in der DDR gehen seiner Betrachtung daher ebenso verloren wie die der militärischen Tätigkeit: Ausbildungsprozesse, Übungen und andere Bewährungssituationen, Arbeit an der Ausbildungsbasis u.a. finden in Roggs Analyse keinen Platz, DHS und Gefechtsdienst werden ausschließlich als normative Bedingungen vorgestellt. Damit bleiben Menschenführung und soziale Beziehungen, Kameradschaft und Kollektivität, Norm- und Werteaneignung und nicht zuletzt Gewinn politischer Einsichten in den Hauptsphären der militärischen Sozialisierung verborgen, Verhaltensdispositionen, Realverhalten und Leistungen im Kernbereich militärischer „Lebenswelt“ unsichtbar. Und mit alledem der tatsächliche Sozialisierungsprozeß - die Aneignung der vorgefundenen gesellschaftlichen Verhältnisse sowie deren Reproduktion und Veränderung durch das Subjekt dieser Verhältnisse.

Die der Arbeit zugrunde liegenden „drei großen Fragenkomplexe“, um die sich Militärgeschichte der DDR angeblich „letztlich dreht“, erweisen sich so als zu kurz gegriffen. Zwar wird dem „herrschaftsgeschichtlichen Aspekt“ (Funktion und Stellenwert der NVA in der staatlichen Sicherheitsarchitektur) ausgiebig und vorrangig Rechnung getragen, soweit es dessen innere Seite betrifft; das reale Verhalten der NVA in der wohl höchst sicherheitsrelevanten Endphase der DDR wird überdies diskreditiert und in das bereits feststehende Urteil integriert; Auftrag und Realisierung der äußeren Funktion der Streitkräfte schimmern in den Darlegungen nur als normsetzende Faktoren unter der Sicht auf Dienst- und Lebensbedingungen auf. Haupttätigkeitsfelder und Mitverdienst der NVA an der Friedenssicherung als dem in dieser Geschichtsphase grundlegendsten Volksinteresse bleiben somit für das Urteil bedeutungslos, der Platz im östlichen Bündnis bleibt „frei“, weil unbehandelt. Damit ist auch der „gesellschaftsgeschichtliche Aspekt“ (Verortung der Streitkräfte in „ihrem“ namensstiftenden Volk) empirisch wie theoretisch seines entscheidenden Arguments beraubt. Das gilt ähnlich für den „alltags-geschichtliche Aspekt“, soweit er überhaupt auf die Erfahrung des „omnipräsenten Sicherheitsapparates“ verkürzt werden kann. Zum „Ganzen“, das diese drei Aspekte hinreichend erfassen sollen, gehören jedoch zwingend politik- und sozialgeschichtliche, kultur- und mentalitätsgeschichtliche Zusammenhänge. Zum Ganzen gehört eine Sicht, die Schlüsse nicht allein aus der Beschreibung des politischen Systems und der von dort her vermittelten Werte und Normen ableitet, sondern deren sozialökonomische und sozialstrukturelle Grundlagen und die daraus entspringenden Bindungen, Einstellungen und realen Verhaltensweisen abbildet.

Fazit

Mit Matthias Roggs Monographie liegt eine umfangreiche, in hohem Maße quellengestützte Studie zum Platz des Militärs in der DDR-Gesellschaft und zum Charakter der Nationalen Volksarmee vor, die den inneren Zusammenhang zwischen schon vorliegenden Einzelarbeiten herstellt und den Blick auf weitere wichtige Bereiche des Systems der Landesverteidigung der DDR öffnet. Das Gesamtergebnis des Faktenreichtums und der beschriebenen theoretisch-methodologischen und methodischen Vorgehensweise des Autors gibt jedoch keine Antwort auf seine Ausgangsfragen, sondern bietet ein „faktengestütztes Zerrbild“ an, das ziemlich präzise dem in der Einleitung bereits gesetzten gleicht. Einerseits weist das Buch begründet auf Gegensätze zwischen Anspruch und Wirklichkeit, auf Widersprüche und Konflikte, Pro-

bleme und Schwächen der militärischen Organisation im deutschen Realsozialismus. Viele Aussagen über Verhältnisse in der DDR und innere Zustände in ihrer Armee sind zutreffend, und diese haben die Volkstümlichkeit, den Volkscharakter der NVA unzweifelhaft beschädigt. Andererseits agiert der Autor im Grunde stets mit dem einen Beweisziel, die Ausgangsthese zu unterfüttern und den Volkscharakter der NVA zu widerlegen. Für deren Charakter wesentliche Aspekte bleiben unberücksichtigt. Dass die Nationale Volksarmee tatsächlich keine Armee des Volkes war, dass es keine Interessenübereinstimmung, keine dementsprechenden wechselseitigen Bindungen zwischen Volk und Armee gegeben hat, wie es das „große Nein“ voraussetzen würde, kann mit dem vorliegenden einseitigen Bild demnach nicht als belegt gelten.

Roggs Argumentation hinsichtlich eigener Feststellungen zum Charakter der NVA in der Zeit der Militärreform 1989/90 ist entgegenzusetzen: Mit Terminus und Ziel einer „Armee des *ganzen* Volkes“ wurde nicht das Wesen der bestehenden NVA in Frage gestellt, sondern dessen Weiterentwicklung, seine vollkommene Ausprägung über bis dahin gesetzte Grenzen hinaus angestrebt. Diese Grenzen sahen die Reformkräfte nicht im Anspruch, sozialistische Volksarmee zu sein. Insoweit war ihr Selbstverständnis ungebrochen. Sie sahen sie vielmehr in der Einengung von entsprechenden Entfaltungs- und Realisierungsmöglichkeiten durch absolute Führung durch die Partei, Ausschluss von zwar wehrbereiten, aber nicht der SED angehörenden Kräften u.a. Im Zentrum der Militärreform 1989/90 standen deshalb Parlamentskontrolle, Zulassung von Interessenvertretungen, umfangreichere Anhörungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten, zeitgemäße, kooperative Menschenführung, nicht im Sinne einer demokratischen Armee, sondern einer Armee in einer sozialistischen Demokratie. Die Vorstellungen dazu waren überwiegend in der Armee selbst geboren und gingen teilweise weit in die siebziger Jahre zurück, entwickelt u.a. in einer Reihe von Dissertationen zu Beziehungen und Disziplin (die in Roggs Literaturliste nicht auftauchen, nur die von J. Schorath wird in einer Fußnote erwähnt) sowie – im Verlauf der achtziger Jahre - im Prozess der Entstehung und Durchsetzung der These vom „neuen Denken“ zu Krieg und Armee. Nicht von ungefähr kamen die ersten öffentlichen Anregungen für eine Militärreform aus der Feder von in der Friedensforschung engagierten Wissenschaftlern, darunter zwei aus den Reihen der NVA. Soviel zum Selbstverständnis der Protagonisten der Militärreform. Ihre Bemühungen werden in der Studie allerdings weder hinreichend berücksichtigt noch überhaupt als Zeichen eines volksnahen Selbstverständnisses erfasst.

Wenn im Vorwort des Buches behauptet wird, dass das Bild von der „Armee des Volkes“ durch Matthias Rogg geradezu demontiert würde, wird diese Ansicht also einsam bleiben. Eher ist der professionelle Historiker und debütierende Soziologe Rogg dabei, neben seiner eigenen die wissenschaftliche Reputation des Hauses zu beschädigen, dem er lange Jahre angehörte. Das dadurch, dass er neben allgemeinen auch die durch das MGFA in der „Zukunft der DDR-Militärgeschichte“ selbst gesetzten spezifischen wissenschaftlichen Standards missachtet. Und weil er DDR-Bürgern wie NVA-Angehörigen lediglich eine Rolle als Objekt, nicht aber ein Selbstverständnis als bewusst handelnde Subjekte ihrer eigenen Verhältnisse zugesteht – was sie, trotz aller berechtigt vorgebrachten Einschränkungen, letztendlich waren.

Schon bei der Buchvorstellung im November des Vorjahres wurde beklagt, die DDR-Bevölkerung würde mehrheitlich nicht das Bild annehmen, das die (westliche)

Geschichtsschreibung ihnen anbietet, da heute mehr Zwanzigjährige DDR-freundliche Ansichten vertreten als in den achtziger Jahren.

Herr Ehlert (einer der Klagenden) ist Amtsleiter des MGFA, der Einrichtung, die in den letzten eineinhalb Jahrzehnten den größten Anteil am derzeitigen offiziellen Geschichtsbild über die militärische Seite der DDR besaß. Herr Gauck (der andere Klagende) hat mit der Institution, der er fast ebenso lange vorstand, einen durchaus eigenständigen, wenn auch sehr einseitigen Beitrag dazu geleistet. Wenn beider Geschichtsbild nicht angenommen wird, sollten sie die Gründe in dem oben benannten Selbstverständnis suchen. Und die beklagte Ablehnung nicht allein den Ostdeutschen vorwerfen, sondern auch das von ihnen entworfene Geschichtsbild prüfen. Anderenfalls bleibt es, es muss gesagt werden, nichts als Anmaßung!

Das gilt leider auch für den Autor. Schon was die Diktion der Darstellung betrifft, ging man nach 1990 über ein paar Jahre hinweg noch offener, respektvoller miteinander um, akzeptierte vor allem den Beitrag der jeweils anderen Seite zur Friedenserhaltung in der für die Menschheit bedrohlichsten Situation ihrer Geschichte. Das ist heute vergessen, besser: nicht mehr gewollt. Über die Gründe zu spekulieren, ist seit Kinkel unnötig. Von „zunächst zweckfreier“, ergebnisoffener Forschung ist somit schwerlich zu reden. Weit eher muss man die Studie als tendenziös und – angesichts der Krise der westlichen Gesellschaft - als weiteren Versuch legitimatorischer Geschichtsschreibung bewerten. Das ist eher ein Rückschritt denn ein Fortschritt.

Matthias Rogg erweckt zwar mit seinem Faktenreichtum den Anschein äußerster Objektivität, steht aber mit Faktenwahl und -deutung stets exakt dort, wo er nach Sozialisation und Status herkommt: an der Seite derer, die aus politischen wie ökonomischen Gründen die DDR jahrzehntelang bekämpft haben, Staat und Gesellschaft über lange Zeit die Anerkennung verweigerten und sie ihr schließlich halbherzig und bloß formell zuerkannten, nicht jedoch auch ein eigenes Staatsvolk. Er gehört zu jenen, die aus der im Grundgesetz geforderten Wiedervereinigung einen „Beitritt“ organisierten und die sich nun als Sieger verstehen, ohne die Gräben des Kalten Krieges bereits verlassen zu haben. Von daher nimmt er seine Maßstäbe, von daher sein Unverständnis dafür, dass der Osten „befremdlich anders“ war und ist. Jedes andere Urteil würde dem westlichen Selbstverständnis als „legitime Erben der deutschen Geschichte“ auch entgegenstehen und eine als minderwertig abgestempelte Armee ungebührlich aufwerten.

Nun kann jede Armee, im Unterschied zur Wirtschaft, den letzten Beweis ihrer Tauglichkeit nur unter einer Ausnahmebedingung endgültig erbringen – im Krieg. Ihre höchste Legitimation bestand aber zu Zeiten des Kalten Krieges gerade darin, den Krieg zu verhindern. Kritiker können sich also getrost in Vermutungen oder Unterstellungen ergehen – bestätigen oder widerlegen lässt sich das heute nicht mehr. Doch wenn die Einsicht auch heute noch gilt, dass jede der beiden Seiten Anteil sowohl an Bedrohung als auch an Abschreckung, also am kriegsverhindernden „Gleichgewicht des Schreckens“ hatte, ist der friedenserhaltende Beitrag auch der kleinsten Armeen im jeweiligen Bündnis unleugbar. Die dazu erforderliche Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft der Nationalen Volksarmee sind im Übrigen unter sachkundigen Militärs bis heute unbestritten.

Die DDR kann als zusätzlichen Bonus in Anspruch nehmen, zu denen gehört zu haben, die als erste im Krieg das Ende der Politik erkannten; sie spielte eine anerkannte Rolle im einsetzenden internationalen Entspannungs- und Abrüstungsprozess und stieg mit Vorleistungen in die reale Abrüstung ein. Dass die NVA hier nicht nur

ausführender Teil war, muss nicht wiederholt werden. Und in allen diesen Fragen wusste sie sich in Übereinstimmung mit den Grundinteressen des „namensstiftenden“ Volkes, dessen Teil sie nach Herkunft und Selbstverständnis bis zu ihrer Auflösung blieb. Und das Volk wusste das auch.

Trotz aller Einwände ist das Buch denen zu empfehlen, die sich darin beurteilt finden: den Ostdeutschen und vor allem jenen, die in der NVA gedient haben. Wer es liest, wird *erstens* Vieles und in gewisser Weise sich selbst und sein Leben neu erkennen, weil ihm Materialien bekannt werden, die ihm bisher verschlossen blieben; und er wird an Hand vieler unbestreitbarer Einzelheiten selbst Erlebtes wieder finden und frühere und heutige Deutungen vergleichen und hinterfragen. Er wird von daher *zweitens* gehalten sein, sich selbst zu befragen – war seine damalige Haltung zum Auftrag der Armee, waren sein Wehrdienst und sein damaliges Verhalten sinnvoll, wichtiger Teil seiner Lebensleistung oder war es sinnlos, ja verkehrt? Und er wird *drittens* und nicht zuletzt begreifen, wohin die heutige Militärgeschichtsschreibung über die DDR will und führt – in ein einseitiges, anmaßendes, delegitimierendes, vom Sieger geschriebenes „Urteil der Geschichte“.

Nicht zu empfehlen ist das Buch folglich allen anderen. Im öffentlichen Leben wird es vermutlich wegen seiner Spezifik ohnehin wenig Beachtung finden. Für die Geschichtsschreibung über die DDR und ihre Armee wird es bedeutsam bleiben ob seines Quellen- und Faktenangebots. Deren Deutungen dagegen werden kaum Bestand haben, wenn der Nachhall des Kalten Krieges verklungen und ein sachlicherer Umgang mit der deutschen Geschichte möglich sein wird.

Für die oft geforderte stärkere Behandlung der deutschen Nachkriegsgeschichte im Geschichtsunterricht der Schulen wäre das Buch sogar eine Gefahr – falschen Geschichtsbildern muss man kein weiteres hinzufügen. Es gab schon zu viele davon...

Oberst a.D. Dr. Klaus-Peter Hartmann

Matthias Rogg; Armee des Volkes? Militär und Gesellschaft in der DDR;
Ch.Links Verlag; Berlin 2008